



Matthias Platzeck (SPD), Dagmar Enkelmann (PDS) vor politischen Gesprächen ...

Erst innige Nähe, dann knallharte Abfuhr

Dies ist **kein** Liebesfoto, sondern ein durch und durch **politisches**. Es zeigt den brandenburgischen Regierungschef **Matthias Platzeck (SPD)** und **Dagmar Enkelmann**, die **PDS-Spitzenkandidatin** bei der Landtagswahl vom 19. September in Brandenburg. Aufgenommen wurde das Foto vier Tage **nach** der Wahl: Inniges Tête-à-tête **zu Beginn** eines zweiten informellen Treffens zwischen SPD und PDS zum Thema **rot-rot**. Im Osten sei Nähe dieser Art **nichts besonderes**, heißt es in Platzecks Umgebung. Andere im Osten **bestreiten** das. Doch wie auch immer: Dem Tête-à-tête folgte **kurze Zeit später** eine schallende **Ohrfeige** für Platzeck: Die PDS **brach** die Gespräche mit der SPD **ab**. Strategie für 2006 oder nur kurzzeitiges taktisches Spiel? **Mehr ab Blatt 16.**

In Nahost droht ein gefährlicher Nuklearkonflikt

Präventivschlag durch Israel? Iranischer Angriff auf israelisches Kernkraftwerk? Deutschland und Europa müssen eilig aktiv werden.
Von Rafael Seligmann (ab Blatt 3)

Die Wahlen in NRW, Sachsen und Brandenburg

Aktuelle Analysen von forsa-Chef Prof. Manfred Güllner
(ab Blatt 7 und ab Blatt 10)

DER 58. HAUPTSTADTBRIEF

EINE INHALTS-ÜBERSICHT

- 3 In Nahost eskaliert ein hochgefährlicher Nuklearwaffenkonflikt. Europa muss mithelfen, ihn zu entschärfen**
- 7 NRW-Wahl: Für CDU und SPD zusammen (!) stimmten nur 40 Prozent aller Wahlberechtigten**
- 10 In Brandenburg und in Sachsen sind SPD und CDU keine Volksparteien mehr**
- 15 Die neuesten Umfrage-Werte (forsa)**
- 16 Trotz inniger Nähe ein Korb von der PDS für Platzek**
- 17 Impressum**
- 18 Zehntausend Jahre Kunst und Kultur aus Jordanien in Berlin**
- 20 Eine Wutwelle jagt die nächste. Zum Zustand von Medien und Politik**
- 24 Frau Merkels Probleme – mit den eigenen Leuten**
- 27 Auf MoMA folgt Flick mit seiner Kunst, die viele wohl als sperrig empfinden**
- 29 Der Osten und die 1250 Milliarden Euro – Unzufriedenheit trotz vieler Erfolge**
- 32 Berlin hat als erste Stadt einen Fußball-WM-Shop**
- 33 Manche sähen es lieber, die Europa-Verfassung käme nicht zustande**
- 37 Umbruch in der Hochschulforschung**
- 39 Vogelkonzerte und anderes Jubilieren bei young euro**

Auf den Punkt

Eile tut not!

Weshalb beschäftigt sich der erste Beitrag in diesem HAUPTSTADTBRIEF mit Iran und Israel? Weshalb folgen die – hoch interessanten – Analysen der Kommunalwahl in NRW und der Landtagswahlen in Sachsen und Brandenburg erst danach?



Bruno Waltert
Chefredakteur

Die Antwort: In Nahost eskaliert, von vielen noch überhaupt nicht wahrgenommen, ein Nuklearwaffenkonflikt. Iran ist wahrscheinlich dabei, sich Atomwaffen zuzulegen. Israel hält das für die größte Bedrohung seit seiner Staatsgründung und will Atomwaffen in iranischem Besitz „unter keinen Umständen dulden“.

Schon kurzfristig droht, wenn Iran entsprechende technische Vorbereitungen – wie von der Internationalen Atomenergiebehörde ultimativ verlangt – nicht aufgibt, ein israelischer Präventivschlag. Für diesen Fall hat Iran Gegengewalt angedroht – Angriffe aus der Luft auf Israel, auch auf den Atomreaktor Dimona.

Da kommen Horrorvorstellungen auf, zumal man nicht weiß, was daraus noch alles entstehen könnte. So gilt es, die Politik in Deutschland und Europa für eiliges und intensives Einwirken auf den Iran zu sensibilisieren. Sic!

Ihr

PS.: Dass Osama bin Laden gefangen genommen worden sei, wurde schon öfter behauptet – ohne Grundlage. Jetzt ist in Berlin ein neues Festnahme-Gerücht zu hören, kolportiert von Leuten, die einschlägig angeblich bestens informiert sind: Osama sei von pakistanischen Spezialkräften nach reichlicher Dollar-Dotierung dingfest gemacht. Und George W. Bush wolle den Gefangenen kurz vor dem Wahltermin präsentieren. Wieder nur ein Gerücht ohne Grundlage? Vermutlich. Oder?

In Nahost eskaliert ein hochgefährlicher Nuklearwaffenkonflikt. Europa muss mithelfen, ihn zu entschärfen

Von RAFAEL SELIGMANN

Wenn der Nahe Osten **hustet**, ist Europa **erkältet**. Unsere **Energieversorgung** ist trotz Diversifizierung wie Öl- und Erdgaslieferungen aus Russland, Öl aus der Nordsee, dem Rückgriff auf eigene Kohlevorräte sowie den symbolischen Beitrag von Wind- und Solarenergie weitgehend auf **Ölimporte** aus den **arabischen** Öl-Staaten sowie **Iran** angewiesen.

Dazu kommt eine globale **terroristische Bedrohung**, deren Potenzial uns spätestens mit den Anschlägen des **11. September** bewusst gemacht wurde. Die Attentate in New York und Washington ebenso wie entsprechende Anschläge auf Bali, in Jemen und Kenia, aber auch der Gasangriff auf die Synagoge auf Djerba, bei dem zumeist Deutsche zu Tode kamen, bewegten sich freilich auf der „**konventionellen**“ Ebene – gewissermaßen **Husten**.

Nun aber droht der Nahe Osten sich mit **Tuberkulose** zu infizieren, die für die Länder der **Region**, aber auch für **Europa tödliche Folgen** haben könnte. Iran ist dabei, eine **nukleare Option** zu entwickeln. Teheran strebt mit einem forcierten Programm danach, einen nuklearen Kreislauf zu etablieren, an dessen Ende in **spätestens zwei Jahren Atomwaffen** stehen sollen.

Gleichzeitig konstruierte der Iran **Mittelstreckenraketen**, die die Nuklearsprengköpfe ins Ziel tragen sollen. Die Schahab-3-Raketen sind bereits **einsatzfähig**. Sie besitzen eine Reichweite von **1300 Kilometern**. Damit ist die Stoßrichtung dieser Trägerwaffen gegeben. **Ihr Ziel ist Israel**.

Im jüdischen Staat ist man sich der **Gefahr** bewusst. Der Chef des Auslandsgeheimdienstes **Mossad**, Meir Dagan, bezeichnet das iranische Atomwaffenprogramm als „die **größte Bedrohung** Israels seit der Staatsgründung“. Verteidigungsminister Mofas betont, Jerusalem werde „**unter keinen Umständen** Atomwaffen in iranischem Besitz **dulden**“.

Auf der **Gegenseite** droht Irans Sicherheitsminister Ali Schamchani unverhohlen: „Wir werden nicht zögern, einen **Präventivschlag** gegen den (israelischen) Atomreaktor **Dimona** zu führen“.



Eine der iranischen Schahab-3-Raketen, hier bei einer Militärparade im Jahr 2000 in Teheran.

Diese Aussagen zeigen, dass sich in Nahost eine **neue Qualität** der Eskalation entwickelt, die in absehbarer Zeit in einen **Nuklearkrieg** im Vorhof Europas zu münden droht. Dass die Situation sich derart zuspitzen konnte, ist nicht zuletzt der **zögerlichen**, ja beschwichtigenden Haltung der europäischen Mächte zuzuschreiben.

Kurz zur Vorgeschichte: **Israel** startete aufgrund seiner demographischen Unterlegenheit und seiner geographischen Verletzbarkeit seit Ende der fünfziger Jahre ein **Kernwaffenprogramm**. Die Sprengsätze sind **seit Ende der sechziger Jahre** einsatzfähig.

Jerusalem geht mit seiner nuklearen Option **äußerst behutsam** um. Sein Land werde „nicht als erstes Atomwaffen in der Region einführen, könne es sich aber auch nicht leisten, dies als zweite Macht zu tun“, orakelte einst Israels Ministerpräsident Yitzchak **Rabin**.

Bei dieser Haltung ist Israel **bis heute** geblieben. Der jüdische Staat lässt seine Nachbarn wissen, dass er über ein Abschreckungspotenzial verfügt und bereit ist, dieses im Falle seiner existentiellen Bedrohung **als ultima ratio** einzusetzen. Israels arabische Gegner haben diese Strategie bislang stillschweigend akzeptiert.

Eine **qualitative** Veränderung erfolgte mit der islamischen Revolution in Iran 1979. In den neunziger Jahren begann Iran die **Grundlage** zum Bau von **Atomwaffen** zu entwickeln. Der von deutschen Firmen begonnene Bau des Reaktors von **Buschehr** wurde nach seiner Zerstörung durch Irak mit Hilfe russischer Experten fertiggestellt. Gleichzeitig erwarb Iran insgeheim **Zentrifugen** zur Urananreicherung aus **Pakistan**. Parallel dazu wurden Trägerraketen mit Hilfe **nordkoreanischer, chinesischer** und **russischer** Fachleute entwickelt.

Der Aufbau eines geschlossenen Nuklearkreislaufes in Iran **alarmierte** die Internationale Atomenergiebehörde **IAEA** sowie die Vereinigten Staaten. Washington mag ebenso wie europäische Experten **nicht** glauben, dass sich Teheran mit einem **zivilen** Atomprogramm zur Sicherung seiner Energiequellen **begnügen** möchte – wie immer wieder behauptet.

Der Staatssekretär im US-Außenministerium John Bolton bezeichnete „Irans Ausflüchte (als) Farce: Teheran **fackelt** jährlich **so viel Gas ab**, dass allein das schon ausreichen würde, soviel Strom wie **vier** Kernkraftwerke zu produzieren“. Washington forderte unmissverständlich **Wirtschaftssanktionen** gegen die islamische Republik.

Alarmiert durch die IAEA, die feststellte, dass Iran mit **Plutonium** experimentiert, begaben sich im Frühjahr die Außenminister **Großbritanniens, Frankreichs** und **Deutschlands** nach Teheran, um Iran zu einem Stopp seines Atomprogramms zu veranlassen. Dabei **versprach** Iran den Europäern, alle Aktivitäten zur Urananreicherung **auszusetzen**. Anfang August aber hat der Iran diese Zusage **zurückgezogen** und die Produktion von Uran-Hexafluorid angekündigt.

Der Leiter der **iranischen** Atomenergiebehörde Aghazadeh gab schließlich Ende September bekannt, sein Land habe mit der Umwandlung von 37 Tonnen Uranerzkonzentrat („yellowcake“) in **Uran-Hexafluorid** begonnen. Das Gas dient als **Vorprodukt** zur Urananreicherung. Mit dem Brennstoff können **zivile Kernkraftwerke** betrieben, **aber** es kann damit auch **Sprengstoff für Atomwaffen** hergestellt werden.

Damit hat sich Iran eindeutig über das von der Internationalen Atomenergiebehörde gestellte **Ultimatum**, bis zum 25. November sämtliche Aktivitäten zur Urananreicherung **einzustellen**, hinweggesetzt. Nun soll der Komplex vor den **UN-Sicherheitsrat** gebracht werden.

Es ist anzunehmen, dass sich das Gremium auf **wenig mehr** als auf mahnende Worte einigen kann. Dazu sind **Russland** und **China** zu sehr in das iranische Nuklearprogramm verwickelt. In den **USA** erreicht derweil der **Wahlkampf** seinen Höhepunkt. Washington wird daher **keine** entscheidenden außenpolitischen Maßnahmen treffen. Zumindest nicht öffentlich.

Unter der Oberfläche aber schwelt der Konflikt **unvermindert weiter**. Iran treibt sein Nuklearwaffenprogramm **entschlossen voran** und die Regierung in Jerusalem ist fest entschlossen, Iran **notfalls mit Gewalt** daran zu **hindern**, eigene Kernwaffen zu produzieren. Die Tageszeitung „**Ha'aretz**“ berichtet aus Regierungs-



Luftaufnahme eines iranischen Nuklearzentrums.

kreisen, falls eine diplomatische Lösung scheitert, werde der jüdische Staat „dazu gezwungen sein, die iranische atomare Rüstung **gewaltsam auszuschalten**“.

Bereits 1981 zerstörte die israelische Luftwaffe durch einen Überraschungsangriff den **irakischen Atomreaktor Osirak**. Nun sieht sich Zion **erneut bedroht**. Bereits vor Monaten erklärte Israels Oppositionsführer Shimon Peres gegenüber dem HAUPTSTADTBRIEF: „Die **größte** Gefahr für unser Land ist das iranische **Atomwaffenprogramm**. Wir können dem **nicht** tatenlos zusehen.“

Ministerpräsident Sharon und sein Verteidigungsminister Mofas sind entschlossen, die „**iranische Bedrohung**“ so oder so rasch zu beenden. Denn sobald Teheran über Atombomben verfügte, könnte der großflächige **60-Millionen-Staat** Iran das **6-Millionen**-Einwohner-Land Israel erpressen.

Darüber hinaus ist als Folge einer nuklearen iranischen Option mit einem **Rüstungswettlauf** in der Region zu rechnen. Rivalen Teherans wie Saudi-Arabien und Ägypten, gegebenenfalls sogar die Türkei könnten sich gezwungen sehen, ebenfalls **atomar nachzuziehen**. Ein **unkontrollierbarer** nuklearer Wettlauf setzte ein.

Unterdessen bereitet Israel die **Option** eines Militärschlags gegen Irans Nuklearpotential vor. Dies geschieht offenbar in Abstimmung mit Washington. So werden die USA in nächster Zeit Israel **500 bunkerbrechende Präzisionsbomben** liefern.

Noch ist es Zeit, die **bereits glimmende Lunte** am nahöstlichen Atomfass auszutreten. **Europa** täte gut daran, sich dabei nicht mit wohlklingenden Absichtserklärungen **abspeisen** zu lassen. Jetzt sind **nachprüfbare** Maßnahmen gefordert.

Gelingt es nicht, diese bis **Ende nächsten Monats** durchzusetzen, dann muss **jederzeit** mit israelischen **Angriffen** auf die atomaren Anlagen Irans gerechnet werden. Dies wiederum würde iranische **Gegengewalt** nach sich ziehen, etwa **Angriffe** auf israelische Bevölkerungszentren und den Nuklearkomplex Dimona.

Europa, Deutschland sind gefragt, **ohne Verzögerung** zu handeln. Sonst entlädt sich die Spannung in Nahost in einen unkontrollierbaren militärischen Konflikt, bei dem **deutlich mehr** auf dem Spiel steht als die Energieversorgung unseres Kontinents.

Europa ist aufgefordert, im Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten und Russland rasch und energisch eine **Friedensregelung** durchzusetzen. Das ist jetzt **wichtiger** als sich vor dem UNO-Ple-num – mit unterschiedlichen Positionen – um einen prestigeträchtigen Sitz im Sicherheitsrat zu streiten. Zumal die **direkte Bedrohung unseres** Erdteils absehbar ist. Denn Iran ist nach Geheimdienstkenntnissen dabei, **Raketen** mit einer Reichweite von **5500 Kilometern** zu entwickeln ...

NRW-Wahl: Für CDU und SPD zusammen (!) stimmten nur 40 Prozent aller Wahlberechtigten



Schreibt für den
HAUPTSTADTBRIEF:
forsa-Chef
Prof. Manfred Güllner,
Berlin.

Von Prof. MANFRED GÜLLNER

Bei der Kommunalwahl in Nordrhein-Westfalen (26. September) haben die **beiden großen Parteien** CDU und SPD im Vergleich zur **letzten Kommunalwahl** 1999 in den kreisfreien Städten und Landkreisen **weniger** Stimmen erhalten. Die **SPD** verlor trotz ihres schlechten Abschneidens vor fünf Jahren **nochmals 162 000 Wähler**. **Größer** waren die Einbußen bei der **CDU**: Sie erhielt fast 502 000 Stimmen weniger als 1999.

Alle **anderen** Parteien konnten im Vergleich zur letzten Kommunalwahl Stimmen **hinzugewinnen**: Die **Grünen 226 000**, die **FDP 185 000**, die **PDS 39 000**, die rechtsradikalen Parteien **zusammen** (Republikaner, DVU und NPD) **31 000** und die kleineren Splitterparteien sowie die Wählergruppen **211 000**.

Im Vergleich zur **Bundestagswahl** vor zwei Jahren konnten jedoch nur die rechtsradikalen Parteien **ähnlich viele** Stimmen verzeichnen (und die Wählergruppen und Splitterparteien **hinzugewinnen**, plus 210 000 Stimmen). **Alle anderen** Parteien konnten ihr Wählerpotential aber bei dieser Kommunalwahl **keinesfalls auch nur annähernd** ausschöpfen:

- **Besonders** groß war das **Mobilisierungsdefizit** wieder – wie schon bei allen vergangenen regionalen Wahlen auf Landes- bzw. lokaler Ebene – bei den Sozialdemokraten: Die SPD erhielt bei der Kommunalwahl am Sonntag mehr als **2,1 Millionen Stimmen weniger** als im September 2002 bei der Bundestagswahl. Damit konnte die SPD im Landesdurchschnitt **nur jeden zweiten potentiellen Wähler** bei der Kommunalwahl zum Gang zur Wahlurne bewegen. Das Mobilisierungsdefizit der SPD war somit nur geringfügig kleiner als 1999, als die SPD **nur 47 Prozent** ihrer Anhänger mobilisieren konnte.
- Die **CDU** erhielt am Sonntag bei der Kommunalwahl in den kreisfreien Städten und Landkreisen **445 000 Stimmen weniger** als bei der **Bundestagswahl** zwei Jahre zuvor. Das entspricht einem Wählerschwund von **17 Prozent**. Vor fünf Jahren konnte die CDU bei der **Kommunalwahl** fast **alle** ihre Anhänger zum Gang zur Wahlurne motivieren.

NRW-Ministerpräsident
Peer Steinbrück (SPD).
Über seine Politik
wird im Mai 2005
abgestimmt.



- Die **Grünen** erhielten am 26. September 2004 im Vergleich zur Bundestagswahl **162 000** Stimmen **weniger** (ein Minus von 23 Prozent).
- Die **FDP verlor 474 000** Wähler, d. h. jeder zweite FDP-Wähler vom September 2002 hat im September 2004 die Liberalen **nicht** gewählt (damit war das Mobilisierungsdefizit der FDP **ähnlich groß** wie das der SPD).
- Und auch die **PDS** erhielt am 26. September **25 000** Stimmen **weniger** als 2002.

Während die Mobilisierungsschwierigkeiten der **SPD** bei regionalen Wahlen **seit längerem** auftreten, sind die Schwierigkeiten, die eigenen Anhänger zur Wahl zu bewegen, bei der **CDU** erst bei den **jüngsten Wahlen** (Europawahl im Juni sowie den Landtagswahlen im Saarland und in Thüringen, Sachsen und Brandenburg) zu registrieren.

Das landesweite Mobilisierungsdefizit der CDU in Nordrhein-Westfalen deutet darauf hin, dass nicht alle Bürger an Rhein und Ruhr mit der von der CDU seit 1999 betriebenen **Kommunalpolitik** voll einverstanden waren. Allerdings sind die Ergebnisse von Stadt zu Stadt und von Kreis zu Kreis recht **unterschiedlich** (und somit ein Beleg dafür, dass es sich am 26. September um eine **Kommunalwahl** und **keinesfalls** um eine **Testwahl** für die Bundes- und Landesebene handelte).

So büßte die CDU in Städten wie Krefeld, Bonn, Köln, Aachen und Essen sowie im Rheinisch-Bergischen Kreis **überdurchschnittlich viele** Stimmen ein, während sie in den Kreisen Düren, Hochsauerlandkreis, Höxter oder Paderborn sowie in den Städten Hamm, Düsseldorf, Bottrop oder Duisburg **nur wenig** verlor.

Dass die Arbeit der CDU vor Ort **nicht flächendeckend** positiv beurteilt wurde, zeigt auch, dass **nur zwei** der CDU-Oberbürgermeister in den kreisfreien Städten – Joachim Erwin in Düsseldorf und Thomas Hunsteger-Petermann in Hamm – schon im **ersten Wahlgang** im Amt bestätigt wurden.

Insofern ist die Annahme der in Düsseldorf unterlegenen SPD-Oberbürgermeisterkandidatin Gudrun Hock **irrig**, sie habe wegen „des schwierigen bundespolitischen Umfelds“ verloren. Verloren hat sie vielmehr, weil die Düsseldorfer dem **amtierenden** Oberbürgermeister Erwin, **nicht** aber der SPD-Kandidatin zutrauten, die Probleme in der Stadt **anzupacken**.

Ebenso irrig ist die These von Angela **Merkel**, mit dem Ergebnis der Kommunalwahl seien „die Signale ganz klar auf **Wechsel** in Nordrhein-Westfalen gestellt“, denn **nur 37 Prozent aller Wahlberechtigten** in Nordrhein-Westfalen meinten vor der Kommunalwahl, bei der Landtagswahl im nächsten Jahr sei es an Rhein und Ruhr **Zeit für einen politischen Wechsel**.

Und nur eine **Minderheit** sieht in der **CDU** bzw. in **Jürgen Rüttgers** eine Alternative zur jetzigen Landesregierung bzw. zum amtierenden Ministerpräsidenten (**nur 30 Prozent** der Nordrhein-Westfalen meinen, eine **CDU-geführte** Landesregierung würde es **besser** machen als die jetzige rot-grüne Landesregierung und nur **22 Prozent** meinen, Rüttgers sei ein **besserer** Ministerpräsident als der SPD-Amtsinhaber Peer Steinbrück).



Jürgen Rüttgers, Chef der NRW-CDU, will im Mai 2005 Ministerpräsident im bevölkerungsreichsten Bundesland werden.

Fazit: Die Bürger in Nordrhein-Westfalen wussten am 26. September, dass es bei ihrer Entscheidung **nicht** um die Mehrheit im **Bundes- oder Landtag** und nicht um die Frage ging, wer **Kanzler** bzw. **Ministerpräsident** bleiben oder werden sollte. Es ging vielmehr darum, wer im **jeweiligen Rathaus** die Mehrheit haben bzw. wer das Amt des Bürgermeisters bzw. Oberbürgermeisters ausüben sollte.

Und da haben die beiden **großen** Parteien **wieder einmal** auch an Rhein und Ruhr **kein** allzu gutes Zeugnis für ihre kommunalpolitische Leistung ausgestellt bekommen. **Nur 40 von 100 Wahlberechtigten** gaben SPD und CDU **zusammen** ihre Stimme. 13 von 100 Wahlberechtigten wählten eine andere Partei, **47 gingen gar nicht** zur Wahl oder gaben eine ungültige Stimme ab.

Der **Unmut** über das nach Meinung der Wähler vielerorts **unzureichende** inhaltliche und personelle Angebot auf lokaler Ebene drückte sich aber ein weiteres Mal (**noch**) **nicht** in der Wahl extremer Parteien am linken oder rechten Rand des Parteienspektrum aus, sondern in Form **großer Wahlenthaltung**.

In Brandenburg und in Sachsen sind SPD und CDU keine Volksparteien mehr

Viele nach der Wahl gemalte schönende Bilder waren falsch. Das gilt auch für PDS, Grüne, FDP und die Rechten. Eine bedenkenswerte Wahl-Analyse aus dem Hause forsa

Von forsa-Chef Prof. MANFRED GÜLLNER

Die **Analyse** der Wahlergebnisse vom 19. September in **Brandenburg** und **Sachsen** fällt für fast alle politischen Gruppierungen **ernüchternder** aus als die vorschnellen Interpretationen der beteiligten politischen Akteure: Sie waren mehr durch **taktisches Kalkül** denn durch analytische Befunde geprägt.

Zu den **klaren Verlierern** beider Wahlen gehören die sogenannten „Volksparteien“ SPD und CDU. **Beide** Parteien erhielten **weniger** Stimmen als bei den vorangegangenen Landtagswahlen **vor fünf Jahren**, aber auch im Vergleich zur Bundestagswahl **vor zwei Jahren**.

Die **SPD** verlor im Vergleich zur **Landtagswahl 1999** in Brandenburg mehr als 60 000, in Sachsen – trotz des schon extrem schlechten Abschneidens fünf Jahre zuvor – noch einmal fast 28 000 Stimmen. Und im Vergleich zur **Bundestagswahl** büßte die SPD in Brandenburg rund 335 000, in Sachsen sogar 657 000 Stimmen ein.

Während die SPD in **Brandenburg** bei der Bundestagswahl 2002 noch von **34** von 100 **Wahlberechtigten** gewählt wurde, gaben ihr am 19. September 2004 nur noch **18 Prozent aller Wahlberechtigten** ihre Stimme. Die brandenburgische SPD konnte also nur etwa **die Hälfte** ihrer potentiellen Anhänger wieder zum Gang zur Wahlurne motivieren – und das **trotz der hohen Sympathie**, die ihrem Spitzenkandidaten Matthias **Platzeck** von den Bürgern entgegengebracht wurde.

Brandenburgs SPD-Chef Matthias Platzeck, hier auf einem Großplakat: Er kann zwar Ministerpräsident bleiben, seine Partei verlor aber kräftig Stimmen.



Noch stärker fiel der Wählerschwund der SPD in **Sachsen** aus: Hier wählten bei der letzten Bundestagswahl am 22. September 2002 noch 24 von 100 **Wahlberechtigten** die SPD. Am 19. September 2004 aber kam sie bei der sächsischen Landtagswahl nur noch auf 6 Prozent **aller Wahlberechtigten**. Nur **ein Viertel** der potentiellen SPD-Wähler beteiligte sich an der Landtagswahl; **drei Viertel** ihrer Anhänger konnte die SPD in Sachsen **nicht mobilisieren**.

Diese **Mobilisierungsdefizite** in **beiden** Ländern entsprechen dem bei der SPD **gewohnten Muster** bei regionalen Wahlen auf Landes- bzw. lokaler Ebene: Die SPD kann ihre **potentiellen Wähler nur bei Bundestagswahlen**, nicht jedoch bei Landtags- oder Kommunal- (und auch nicht bei Europa-)Wahlen zum Gang zur Wahlurne bewegen.

Diese **generelle**, schon seit Jahren – und nicht erst seit 1998 – zu beobachtende **Mobilisierungsschwäche** der SPD auf Landes- und kommunaler Ebene hat **nur bedingt** etwas mit der jeweils aktuellen **bundespolitischen** Stimmung zu tun. In erster Linie ist dies eine **Reaktion** der Wahlbürger auf die in vielen Ländern, Städten und Gemeinden von den Bürgern nicht mehr als zufriedenstellend bewerteten personellen und inhaltlichen **Angebote** der SPD **vor Ort**.

Die **CDU** konnte sich diese Mobilisierungsschwäche der SPD bei **vielen** Landtags- und Kommunalwahlen der letzten Jahre **zunutze** machen und **gute** Ergebnisse auf der Basis der **abgegebenen** gültigen Stimmen verbuchen, weil sie – im Gegensatz zur SPD – ihre Anhänger **weitgehend mobilisieren** und zur Stimmabgabe bewegen konnte. Dies aber ist ihr bei der Landtagswahl **in Brandenburg gar nicht** und in **Sachsen nur bedingt** gelungen.

In **Brandenburg** erhielt die CDU am 19. September im Vergleich zur letzten Landtagswahl vor fünf Jahren rund **66 000** und im Vergleich zur Bundestagswahl 2002 rund **113 000** Stimmen **weniger**. Ein **Drittel** der potentiellen Wähler der CDU gingen am 19. September **nicht zur Wahl**. Wegen dieser Mobilisierungsschwäche landete die CDU auch bei dem Anteil an den **abgegebenen gültigen** Stimmen nur auf Platz 3. Das war seit der Wende nur noch bei den **Kommunalwahlen** 1994 und 1998 und der **Europawahl** 2004 der Fall.

Für das schlechte Abschneiden der **CDU in Brandenburg** dürfte das geringe Ansehen ihres Spitzenkandidaten Jörg **Schönbohm** bei den Bürgern im Lande **und** eine **verfehlte** Wahlkampfstrategie **mit** verantwortlich sein. Schönbohm konnten sich nur **wenige** Brandenburger als Ministerpräsidenten vorstellen (selbst von den Anhängern der CDU hätten sich bei einer **Direktwahl** des Ministerpräsidenten **fast ebenso viele** für Platzeck wie für Schönbohm entschieden).

Und der Versuch der CDU, sich als „**Brandenburg-Partei**“ zu positionieren, erwies sich als **kontraproduktiv**, weil Schönbohm für die Brandenburger ein General aus „**Wessiland**“ bleibt **und** weil sich die **PDS** als die Partei **positioniert** hat, die sich um die Menschen im Lande kümmert.

In **Sachsen** erhielt die CDU im Vergleich zur letzten Landtagswahl vor fünf Jahren **376 000 Stimmen weniger**. Allerdings muss dabei bedacht werden, dass die CDU bei den beiden vorangegangenen Landtagswahlen 1994 und 1999 **über ihr eigenes Wählerpotential hinaus** wegen der übergroßen Popularität des früheren Ministerpräsidenten Kurt **Biedenkopf** auch Stimmen aus **anderen** politischen Lagern erhielt.

So wählten bei der **Landtagswahl 1999 34** von 100 **Wahlberechtigten** die CDU **und Kurt Biedenkopf**. Bei der **Bundestagswahl 2002** aber blieb es dann beim eigentlichen Wählerpotential der CDU: 24 von 100 Wahlberechtigten gaben der CDU damals ihre Stimme. Damit lagen SPD und CDU 2002 gleichauf.



Auch Georg Milbradt (CDU) kann Ministerpräsident in Sachsen bleiben. Seine Partei verlor aber extrem viel Stimmen.

Am 19. September 2004 erhielt die CDU in Sachsen mit Georg Milbradt **fast 13 000 Stimmen** weniger als bei der Bundestagswahl 2002. Die CDU in Sachsen konnte somit im Vergleich zur Brandenburger CDU ihre Anhänger **in viel größerem Maße** mobilisieren.

Bei den **strukturellen Rahmenbedingungen** in Sachsen aber konnte das (ohne die „**Biedenkopf**“-Stimmen von 1994 und 1999) **nicht mehr** zur absoluten Mehrheit der abgegebenen gültigen Stimmen reichen. Und wegen des Einzugs von **FDP, Grünen** und **NPD** in den sächsischen Landtag auch **nicht** – wie noch für die CDU in **Thüringen** im Juni – zur absoluten Mehrheit der **Mandate**.

Obwohl also die **sächsische CDU** mit Georg **Milbradt** das CDU-Wählerpotential **besser** mobilisieren konnte als die **CDU in Brandenburg** mit Jörg **Schönbohm**, konzentrierte sich die Diskussion auf der politischen Bühne nach dem Wahltag im wesentlichen auf die **Prozentdifferenz** zwischen den sächsischen CDU-Anteilen 2004 und 1999 auf der Basis der **abgegebenen gültigen** Stimmen (- 15.8 Prozentpunkte).

Milbradt stand als der **große Verlierer** da, zumal er sich nach dem Verlust der absoluten Mehrheit aufgrund der Mandatsverteilung im Landtag **noch nicht einmal** den Koalitionspartner **aussuchen** kann, sondern bei der Regierungsbildung auf die **SPD** angewiesen ist.

Diese **Optik** des Wahlergebnisses kam – **trotz eigener Stimmeneinbußen** – der SPD zugute: In der Woche nach den Landtagswahlen kam die **SPD bundesweit** wieder an die **30-Prozent-Marke** heran, während die **Union**, die noch im Frühjahr dieses Jahres an der **50-Prozent-Marke** lag, zum ersten Mal seit Oktober 2002 **unter die 40-Prozent-Marke** fiel.

SPD und CDU gleichermaßen müssen sich aber (wenn schon nicht bei der **öffentlichen** Positionierung so doch bei der **internen** Analyse) darüber im klaren sein, dass ihre Stellung als „Volkspartei“ angesichts der **hohen Zahl der Nichtwähler** immer **brüchiger** wird.

In **Sachsen** wurden **beide** (CDU und SPD) **zusammen** nur von **30** von 100 **Wahlberechtigten** gewählt. Fast **ebenso viele (29 Prozent)** wählten eine **andere** Partei. Die **meisten** Wahlberechtigten in Sachsen aber (**mehr als 41 Prozent!**) blieben zu Hause **oder** gaben eine ungültige Stimme ab.

Nicht viel anders ist die Relation in **Brandenburg**: **29** von 100 **Wahlberechtigten** wählten SPD oder CDU, **27** eine **andere** Partei, 44 Prozent aber gingen nicht zur Wahl **oder** wählten ungültig.

Die beiden **anderen** im Parteiensystem der Republik **etablierten** Parteien – **Grüne** und **FDP** – konnten im Vergleich zur **Landtagswahl 1999 in beiden** Ländern Stimmen **hinzugewinnen**. Im Vergleich zur letzten **Bundestagswahl** vor zwei Jahren aber verbuchten auch sie **Stimmenverluste**.

So erhielten die **Grünen** in **Brandenburg** fast 27 000, in **Sachsen** fast **13 000** Stimmen weniger als im September 2002. In **Sachsen** wählten **drei**, in Brandenburg sogar nur **zwei** von 100 **Wahlberechtigten** die grüne Partei.

Damit konnten die Grünen, die in Sachsen bei **geringer** Wahlbeteiligung etwas mehr als 5 Prozent der **abgegebenen gültigen** Stimmen erreichten, zwar in einen Landtag einziehen; doch das grüne **Wählerpotential** können die Grünen bei **regionalen** Wahlen **ebenso** wie die beiden „großen“ Parteien **nicht ausschöpfen**.

Das **gleiche** gilt für die **FDP**, die in **Brandenburg** fast 50 000 und in **Sachsen** mehr als **65 000** Stimmen **weniger** erhielten als bei der Bundestagswahl 2002. Die FDP wurde in **Brandenburg** von **zwei**, in **Sachsen** von **drei** von 100 **Wahlberechtigten** gewählt.

Im Gegensatz zu den „etablierten“ Parteien konnten die **PDS**, die **rechtsradikalen** Parteien **und** die kleinen Splittergruppen **Stimmengewinne** erzielen.

Die **PDS** erhielt in **Brandenburg** im Vergleich zur Landtagswahl 1999 knapp **70 000**, im Vergleich zur Bundestagswahl 2002 knapp **64 000** Stimmen **mehr**. In **Sachsen** gewann die PDS im Vergleich zu 1999 rund **10 000**, im Vergleich zur Bundestagswahl **72 000** Stimmen hinzu. Allerdings ist die PDS – **anders als sie sich selbst sieht** – noch **weit** von einer „Volkspartei“ **entfernt**: In **Sachsen** gaben ihr **14** von 100 Wahlberechtigten ihre Stimme, in **Brandenburg 16**.

Mehr Stimmen als bei den vorangegangenen Wahlen erhielten am 19. September auch die **rechtsradikalen** Parteien. Dabei muss man allerdings zwischen Brandenburg und Sachsen **unterscheiden**: In **Brandenburg** erhielt die **DVU** im Vergleich zur letzten Landtagswahl **nur unwesentlich mehr** Stimmen (ca. **4500**) als die rechtsradikalen Parteien (DVU und NPD) **zusammen** vor fünf Jahren.

In Sachsen jedoch gewann die NPD sowohl im Vergleich zur Landtagswahl 1999 als auch zur Bundestagswahl 2002 **fast 130 000 neue Wähler**. Die NPD konnte sich in nicht wenigen Landstrichen als von der Bevölkerung und **einigen** Medien wie eine **normale Partei akzeptierte** politische Bewegung eine Art „**Brückenkopf**“ aufbauen, der die **Grundlage** für den Wählerzulauf am 19. September bildete.

In **Sachsen** haben mehr als **5 Prozent** aller **Wahlberechtigten** die NPD gewählt. In **Brandenburg** waren es **etwas mehr als 3 Prozent**, die DVU gewählt haben. Generell kann also noch **nicht** von einem „**Rechtsruck**“ in den neuen Ländern gesprochen werden.

Wohl aber ist es der NPD **zum ersten Mal** seit den 60er Jahren gelungen, sich eine **regionale Wählerbasis** aufzubauen. **Wie stabil** dieses rechtsradikale Potential in Sachsen ist und ob die NPD alleine oder im Bündnis mit anderen rechtsextremen Gruppen über Sachsen hinaus erfolgreich sein kann, wird **sich zeigen müssen**.

Die **demokratischen** Parteien wären auf jeden Fall gut beraten, diese **bisher nur auf Sachsen** beschränkte Entwicklung sorgfältig zu beobachten und nicht erst kurz vor dem nächsten Wahltag vor der Gefahr rechtsradikaler Tendenzen zu warnen; denn dann dürfte es **wieder einmal zu spät sein**.

Mehr Wähler als bei der Landtagswahl 1999 und der Bundestagswahl 2002 haben auch die **kleinen Splitterparteien** für sich gewinnen können. **Zusammen** mit der hohen Zahl von **Nichtwählern** und der **überdurchschnittlich** hohen Zahl ungültiger Stimmen sind das **Indikatoren** für eine mögliche **Erosion des etablierten Parteiensystems**. Um diese Gefahr zu verhindern, müssten **alle etablierten** Parteien die Art und Weise, wie sie heute Politik machen, **gründlich** und dennoch **schnell** überdenken.

Die Parteipräferenzen im Bund

Langsam aufwärts bei der SPD, die Union fällt weiterhin zurück

	SPD	CDU/CSU	FDP	Grüne	PDS
	Alle Angaben in Prozent				
Bundestagswahl*	38,5	38,5	7,4	8,6	4,0
Umfragewerte in Woche ...					
4. (19.1.-23.1.)	24	50	8	9	5
5. (26.1.-30.1.)	24	49	8	10	5
6. (2.2.-6.2.)	24	49	7	11	5
7. (9.2.-13.2.)	26	47	7	11	5
8. (16.2.-20.2.)	26	47	7	11	5
9. (23.2.-27.2.)	26	47	8	12	4
10. (1.3.-5.3.)	25	49	6	12	4
11. (8.3.-12.3.)	25	49	6	12	5
12. (15.3.-19.3.)	26	48	6	12	5
13. (22.3.-26.3.)	27	47	6	11	5
14. (29.3.-2.4.)	27	47	6	11	5
15. (5.4.-9.4.)	28	47	6	11	5
16. (12.4.-16.4.)	27	47	6	11	5
17. (19.4.-23.4.)	27	47	6	12	4
18. (26.4.-30.4.)	27	46	7	11	5
19. (3.5.-7.5.)	27	46	7	11	5
20. (10.5.-14.5.)	26	47	6	12	5
21. (17.5.-21.5.)	26	46	7	12	5
22. (24.5.-28.5.)	27	48	7	10	4
23. (31.5.-4.6.)	28	46	7	11	5
24. (7.6.-11.6.)	27	45	7	12	5
25. (14.6.-18.6.)	24	45	8	13	6
26. (21.6.-25.6.)	24	45	8	12	6
27. (28.6.-2.7.)	24	45	9	12	6
28. (5.7.-9.7.)	23	46	8	12	6
29. (12.7.-16.7.)	25	44	7	13	6
30. (19.7.-23.7.)	26	43	7	13	6
31. (26.7.-30.7.)	25	44	7	13	6
32. (2.8.-6.8.)	26	43	8	13	6
33. (9.8.-13.8.)	24	43	8	13	7
34. (16.8.-20.8.)	26	42	8	13	7
35. (23.8.-27.8.)	26	42	8	12	7
36. (30.8.-3.9.)	27	41	8	13	6
37. (6.9.-10.9.)	27	41	8	12	7
38. (13.9.-17.9.)	28	41	8	11	7
39. (20.9.-24.9.)	29	39	8	12	7

Das forsa-Institut ermittelte diese Werte durch **wöchentliche** Befragung von in der Regel **rund 2500** wahlberechtigten Deutschen.

* Amtliches Endergebnis der Bundestagswahl vom 22. September 2002

Quelle: forsa



Szene aus Brandenburg: SPD-Ministerpräsident Matthias Platzeck und die PDS-Spitzenkandidatin Dagmar Enkelmann – vier Tage nach der Wahl vom 19. September.

Trotz inniger Nähe ein Korb von der PDS für Platzeck

Würde es, so fragten sich nach der Brandenburg-Wahl vom 19. September viele, nun auch in **Brandenburg** eine **rot-rote** Regierung geben – nach Schweriner und Berliner Vorbild? Zumal sich der Berliner SPD-Landesvorsitzende **öffentlich** dafür starkgemacht hatte. Nach dem Wahlergebnis war in dem Land, das Berlin ganz umgibt, eine Koalition **SPD/PDS** rechnerisch ebenso denkbar wie die Fortführung der bisherigen **SPD/CDU**-Koalition.

Denn die **SPD** war – gemessen an den **abgegebenen** gültigen Stimmen – in Brandenburg auf **31,9 Prozent** gekommen (- 7,4 Prozent im Vergleich zur vorangegangenen Landtagswahl) und die **PDS** auf **28,0 Prozent** (+ 4,7 Prozent). Die **CDU** sackte auf **19,4 Prozent** (- 7,1 Prozent), die Grünen (3,6 Prozent) schafften erneut den Sprung über die **5-Prozent-Hürde** nicht, desgleichen die FDP (3,3 Prozent). Die rechte **DVU** aber, schon bisher im brandenburgischen Landtag vertreten, erreichte **6,1 Prozent** (+ 0,8 Prozent).

Schon am Dienstag nach der Wahl kam es zum **ersten** informellen Treffen zwischen **SPD** und **PDS**. Einen Tag später, am Mittwoch, trafen sich **SPD** und **CDU**. Und wiederum einen Tag später, am Donnerstag nach der Wahl, saßen SPD und PDS **erneut** zusammen.

Unser Schnappschuss-Foto zeigt die **äußerst herzliche, geradezu innige Begrüßung** zwischen dem SPD-Spitzenkandidaten und Potsdamer Ministerpräsidenten **Matthias Platzeck** und der PDS-Spitzenkandidatin **Dagmar Enkelmann** – zu **Beginn** dieses zweiten „Orientierungsgesprächs“ zwischen SPD und PDS. An dessen Ende aber ging es **weniger herzlich** zu: Die PDS nämlich erklärte kurzerhand, „gegenwärtig“ fehlten die Einigungschancen. **Gesprächsabbruch also.**

Nun verhandelt die SPD nur noch mit ihrem bisherigen Koalitionspartner **CDU** über ein neues Regierungsbündnis in Brandenburg. Einfach werden diese Gespräche gewiss **nicht** sein, denn beispielsweise in der Schulpolitik vertreten SPD und CDU **konträre** Positionen.

Weshalb aber trat die PDS schon gar nicht in die **eigentlichen** Verhandlungen ein? Darüber gibt es viele Spekulationen. Am **wahrscheinlichsten** erscheint: Die Bundes-PDS setzt darauf, den für die Partei **existentiell wichtigen** Bundestags-Wahlkampf im Herbst 2006 mit **Konfrontativ-Parolen** zu führen und zu gewinnen.

Da **störte** es dann, in Regierungsverantwortung **eingebunden** zu sein. Wäre dem so – man weiß es ja nicht genau, obwohl auch gewisse Äußerungen aus der PDS dafür sprechen – müsste übrigens vor Herbst 2006 **zumindest in Berlin** die rot-rote Koalition mit lautem **Knall** zerplatzen.

Hätte aber die Absage der PDS in Brandenburg doch **andere**, etwa nur kurzfristig taktische Gründe, wäre bei der im Foto dokumentierten innigen Nähe der Spitzenkandidaten ein **Zusammenkommen** wohl kaum ein Problem ...

Bruno Waltert

IMPRESSUM	DER HAUPTSTADTBRIEF
erscheint seit Oktober 1999	monatlich
Herausgeber	Detlef Prinz
Redaktionelle Konzeption und Chefredaktion	Bruno Waltert
Bildredaktion	Paul Maria Kern
Gestaltung	Witt & Kern.Design
Titelfoto	picture-alliance / ZB / Michael Hanschke
Satz und Bildbearbeitung	Mike Zastrow, HAUPTSTADTBRIEF Berlin
Anzeigen	es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom Januar 2004
Verlag	HAUPTSTADTBRIEF Berlin Verlagsgesellschaft mbH
	Inhaber: Detlef Prinz, Verleger
	Tempelhofer Ufer 23/24, 10963 Berlin
	Telefon 030 - 21 50 54 00, Fax 030 - 21 50 54 47
	info@derhauptstadtbrief.de
Druck	druckpunkt Druckerei Repro GmbH, Potsdamer Straße 85, 10785 Berlin-Tiergarten
Redaktionsschluss	27. September 2004
Wiedergabe von Beiträgen aus dem HAUPTSTADTBRIEF, auch auszugsweise, nur nach schriftlicher Genehmigung der Redaktion – und stets mit der Quellenangabe: © DER HAUPTSTADTBRIEF. Für unverlangte Zusendungen keine Haftung.	

Zehntausend Jahre Kunst und Kultur aus Jordanien in Berlin

Von DIETER STRUNZ

Die Haltung ist **aufrecht**, der Blick starr und **geradeaus**. Ein leises Lächeln spielt um den verschlossenen Mund. Er und die mit ihm verbundene schmalere Gefährtin zu seiner Rechten zeigen einen Ausdruck, den man bei **heutigen** Zeitgenossen vielleicht als interessiert, doch skeptisch deuten könnte.

Die beiden sind **Plakatmotiv** und gewissermaßen Galionsfiguren der Ausstellung „**Gesichter des Orients**“, die vom **8. Oktober** bis ins kommende Jahr hinein im Alten Museum auf der Museumsinsel in Mitte „**10 000 Jahre Kunst und Kultur aus Jordanien**“ präsentiert.

Dass die beiden **neugierig-interessiert** Ausschau halten, was ihnen die Zukunft bringt, ist kein Wunder: Sie wurden vor 10 000 Jahren in der **Jungsteinzeit** geschaffen.

Gemeinsam mit **700 Schautücken** werden sie den Blick auf einen **riesigen** Zeitraum der Entwicklung menschlicher Kulturen ermöglichen. Die letzte Jordanien-Ausstellung in Deutschland fand vor **25 Jahren** statt.



In der Jordanien-Ausstellung in Berlin zu sehen: Die Gesichter aus Ain Ghazal, die ersten bekannten nahezu lebensgroßen Menschenbilder der Welt – aus dem 8. Jahrtausend v. Chr.



In der großen Jordanien-Ausstellung, ab 8. Oktober 2004 im Alten Museum präsentiert, ist auch dieser Reliefblock aus Sandstein mit dem Kopf einer Göttin zu sehen – 2000 Jahre alt. Er stammt aus der Nabatäerstadt Petra.

Nun haben sich die Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland und das Vorderasiatische Museum Staatliche Museen zu Berlin Preußischer Kulturbesitz **zusammengetan**, um mit Hilfe politischer Repräsentanten beider Länder die Schau **erst in Berlin**, dann vom 29. April bis 21. August 2005 **am Rhein** möglich zu machen.

Das geschieht in bekannt guter **Partnerschaft**, die man im Auswärtigen Amt als „eng und freundschaftlich“ zu rühmen weiß. Vielfältig sind die politischen und wirtschaftlichen Kontakte; **gemeinsame Grabungen** wie auch bilaterale Universitätsprojekte sprechen dafür.

Jordanien, an einer **Nahtstelle** der ältesten Hochkulturen der Welt gelegen, war **schon immer** ein Ort kultureller Entwicklungen. Das Christentum, der Islam und das Judentum sind **drei Religionen**, die in Nahost wurzeln. Als **Drehscheibe** für Ideen, Waren und Menschen funktionierte das Land **trotz** einer Bevölkerung von unterschiedlicher politischer, religiöser, ethnischer und kultureller Herkunft.

In der Ausstellung werden Zeugnisse **aus vielen Jahrtausenden** vom Neolithikum bis zur Neuzeit von dieser Vielfalt und der entsprechenden **Brückenfunktion** zeugen. Die „Gesichter des Orient“ erfreuen sich allerhöchster Aufmerksamkeit: Nach bisheriger Vorplanung soll **König Abdullah II.**, der zuletzt mit Königin Rania im Herbst 2002 in Berlin war, zur **Eröffnung** der Schau aus Amman in die deutsche Hauptstadt kommen.

Als **Bindeglied** zwischen Bonn und Berlin empfahl sich übrigens Hannover, wo auf der **Expo 2000** das deutsch-jordanische Projekt **erstmalig ventiliert** wurde. Selbstverständlich in dem märchenhaft schönen Pavillon des haschemitischen Königreichs.

„Gesichter des Orients“:
10 000 Jahre Kunst
und Kultur aus Jordanien.
8. Oktober 2004 bis 9. Januar 2005,
Altes Museum,
29. April bis 21. August 2005
Kunst- und Ausstellungshalle der
Bundesrepublik Deutschland Bonn.
Informationsbüro Jordanien,
Weserstraße 4,
60329 Frankfurt am Main,
www.see-jordan.com;
E-Mail: jordan@adam-partner.de

Eine Wutwelle jagt die nächste. Zum Zustand von Medien und Politik

Fünf Jahre ARD-Hauptstadtstudio – eine Bilanz

Von JENS PETER PAUL

Alles könnte so schön sein. Der **Standort** ist ideal. Die **Technik** funktioniert. Der **Teamegeist** stimmt. Chefredakteur Thomas **Roth** wird von seinen Leuten auch im vertraulichen Gespräch gelobt und respektiert. Das ARD-Hauptstadtstudio ist als publizistisch erste Adresse für Hörfunk und Fernsehen in Berlin **etabliert**. Beste Voraussetzungen also für gute Arbeit.

Wäre da nicht ihr Gegenstand, um den sich im Hauptstadtstudio der ARD alles dreht: Die **Bundespolitik** und ihr **schwieriger Kontext**. „Aufklärung rund um bundespolitische Themen ist nach wie vor unser Hauptjob – doch der ist **so schwer wie nie zuvor**“, sagt Roth und fasst damit zusammen, was am nördlichen Ende der Wilhelmstraße auf allen fünf Etagen, in Hörfunk- wie Fernsehredaktionen, gedacht wird.

Der **Standard** der politischen Berichterstattung insgesamt sei **gesunken**, so der Leiter des Hauptstadtstudios. Nicht mehr die **politische Substanz** von Ereignissen sei gefragt, sondern **Show- und Knalleffekte**. Wer sich dem zu entziehen versuche, werde mit Marktanteilsverlusten **bestraft**, sagt Roth – auch mit Blick auf die Sendung *Tagesthemen mit Bericht aus Berlin*, die **freitags** im **ARD-Hauptstadtstudio** unter seiner Verantwortung produziert wird.

Roth führt die Schwierigkeiten im Umgang von Medien und Politik auch auf den **gnadenlosen Konkurrenzkampf** der Medien untereinander zurück, der sich längst sogar in **existentiellen Nöten** vieler Journalisten manifestiere. „**Haltbarkeit**“ der eigenen Arbeit spiele **leider** nur noch eine **untergeordnete** Rolle zugunsten der **knalligen Schlagzeile**.

Tatsächlich wäre es noch vor zwei Jahren **undenkbar** gewesen, dass ein Blatt wie die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* die **Entlassung** von vier Ministern auf der Titelseite als Tatsache meldet, **ohne** eine einzige halbwegs belastbare Quelle zu nennen. Oder dass die *Berliner Zeitung* eine Titelgeschichte zum **Scheitern** des Ausbildungspaktes zu einem Zeitpunkt bringt, zu dem **noch niemand** eine seriöse Prognose abgeben kann.



Das ARD-Hauptstadtstudio an der Spree, ganz in der Nähe des Reichstagsgebäudes gelegen. Unten Blick in ein Hörfunk-Studio.



„**Unterhalb von Weltuntergang** geht in unserer Branche **gar nichts** mehr“, konstatiert Radiokorrespondentin Anna Engelke vom NDR, „**eine Wutwelle jagt die nächste**: Florida-Rolf, Benzinpreis, Kindersparbücher“.

„Wie eine ansteckende Krankheit“ komme ihr eine **Medienhysterie** vor, die gar nicht mehr nach dem **Neuigkeitswert** einer Geschichte frage, ergänzt WDR-Korrespondentin Renate Bütow: „Früher hieß es: ‚Dies und das ist passiert‘. Heute ‚**drohen**‘ uns dauernd angebliche Ereignisse oder Skandale, **ohne** dass irgendetwas bereits passiert ist“.

Die TV-Journalistin führt dieses Phänomen **auch** darauf zurück, dass in vielen Redaktionen die **Generationenmischung** nicht mehr stimme. Den jungen Kollegen stehe oft nicht mehr eine ausreichende Anzahl von **erfahrenen Älteren** gegenüber, die notfalls dafür sorgen, eine substanzarme Meldung in den **Papierkorb** zu befördern.

Vielleicht wäre der in Berlin grassierende **mediale Rinderwahnsinn** weniger gefährlich, fände er nicht seine Entsprechung in einer **politischen Hysterie**. Fatalerweise sei aber genau dies der Fall, meint etwa Anna Engelke. Anstatt „cool“ zu bleiben, eine Boulevard-Kampagne „**abtropfen zu lassen**“, habe der Bundeskanzler zu oft nichts Besseres zu tun, als sich ein ums andere Mal **ins Bockshorn jagen** zu lassen und **Nerven zu zeigen**.

Dass beispielsweise der Bundestag **auf Druck** zunächst bestimmter Medien und dann der Regierung wegen 1500 im Ausland lebenden **Sozialhilfeempfängern** (von denen die **wenigsten** in Saus und Braus lebten) im **Schnellverfahren** das Gesetz geändert hat, will den im ARD-Hauptstadtstudio tätigen Journalisten nicht in den Kopf.

Eine weitere Folge, so Anna Engelke: „Die **Pressestellen** der Ministerien sind eingedenk solcher Erfahrungen **misstrauischer** geworden. Aus Angst vor einer **überzogenen Berichterstattung** verweigern sie inzwischen häufig auch **harmlose** Informationen, die man früher **mühe**los erhalten hätte.“ Somit müssten alle Medien – und deren Leser, Hörer, Zuschauer – unter einem **deformierten Verständnis** von Journalismus leiden, das mit Aufklärung nichts mehr, mit „**Demagogie**“ (Roth) dagegen **eine Menge** zu tun hat.

Claudia Deeg, Radiokorrespondentin des SWR im Hauptstadtstudio, beobachtet einen „**täglichen Test der Medien**, wie weit man es treiben kann mit dieser Regierung“. Ignoriere sie die Schlagzeilen, werde sie **verdrochen**. Lasse sie sich aber darauf ein, „dann hat sie **erst recht verloren**“. Insofern habe die Florida-Rolf-Episode der gesamten Medienbranche einen **fatalen Lernanreiz** geliefert: Seht her – Rot-Grün springt **über jedes Stöckchen**, das wir ihnen hinhalten!

Zum Teil schafft die Regierung aber auch **selbst** erst die Voraussetzungen für ihr Dilemma. Schon in ihrer **Körpersprache** signalisierten die in der Bundespressekonferenz auftretenden Ministeriumssprecher Abwehr und Blockade – **bemüht zu reden, aber nichts zu sagen**, kritisiert Thomas Nehls, Radio-Korrespondent des NDR in Berlin. Durch solche Verweigerungshaltung entstehe ein **Vakuum**, das Parteien, Lobbyisten und Medien zu **Desinformationszwecken** auszunutzen verstünden.

Nehls arbeitete vor seinem Umzug nach Berlin am UN-Sitz in New York. **Nicht einmal** die riesige Bürokratie der Vereinten Nationen verhalte sich **so abwehrend** wie die Bundesregierung in der Bundespressekonferenz, sagt er.

Die Konsequenz dieser Umstände ist eine scheinbar **absurde**: Journalisten fordern von der Regierung, sie möge die Medien **nicht immer ernst nehmen**. Und noch mehr: Hier und da blitzt im Gespräch mit Berliner ARD-Kollegen der Wunsch auf, der Regierungsapparat möge, bezogen auf das Stadium der noch **unreifen** Informationen, **diskreter** werden.

Eine Situation, in der der **hinterletzte Hilfssachbearbeitertextentwurf** eines Ministeriums den Weg an die Öffentlichkeit findet (mit dem entsprechenden Empörungspotential), mithin der zuständige Minister gleichzeitig **mit** einem Millionenpublikum erfährt, was in seinem Haus gedacht und geplant wird, gilt im ARD-Hauptstadtstudio als **eben so wenig optimal** wie das **andere** Extrem zu Adenauers Zeiten, dessen Regierung die Öffentlichkeit vor **vollendete Tatsachen** zu stellen pflegte.

Weniger Einfluss, **weniger** Gerüchte und Getratsche – es ist die Sorge um das Ansehen der Politik insgesamt, um die Akzeptanz des demokratischen Systems, die Wünsche hervorbringt, die den Interessen des **eigenen journalistischen Berufsstandes** scheinbar **diametral** widersprechen. Wer jedoch glaube, die Medien könnten unbeteiligt tun, wenn das Image der Politik **immer schlechter**, ihr parteienübergreifend **kaum mehr Problemlösungskompetenz** zugebilligt werde, der unterliege einem großen Irrtum, sagt Chefredakteur Roth. „Politik und Medien sitzen da **in einem Boot**. Auch **unser** einziges Kapital ist Glaubwürdigkeit.“

Die **Bilanz fünf Jahre nach der Eröffnung** des ARD-Hauptstadtstudios und dem ersten *Bericht aus Berlin* ist damit eine **widersprüchliche**. Das Haus funktioniert und hat die Erwartungen der ARD-Sender erfüllt; hier lebt das föderale Prinzip von neun Landesrundfunkanstalten. Laut Roth ist der **Produktionsaufwand** seit den Anfängen **um ein Drittel** gestiegen. Damit liege die Auslastung längst bei 100 Prozent: „Wir sind am Rande dessen, was wir leisten können“.

Die **erste Generation** der im ARD-Hauptstadtstudio tätigen Journalistinnen und Journalisten ist bereits **weiter gezogen**, ins Ausland, oft aber auch auf Leitungspositionen in den Funkhäusern, aus denen sie stammten. **Inhaltlich** jedoch haben sich die Arbeitsbedingungen in derselben Zeit **deutlich** verändert.

Der Anspruch, **qualitativ hochwertigen**, nachhaltigen Politikjournalismus hervorzubringen, ist aus verschiedenen Gründen **schwerer zu erfüllen** denn je. Thomas Roth umschreibt es so: „Die täglichen Diskussionen mit *tagesschau* und *tagesthemen* in Hamburg haben sich **ungeheuer intensiviert**. Doch was wir in der 20-Uhr-Ausgabe abbilden, muss Hand und Fuß haben.“

Was aber hat in der deutschen Politik noch Hand und Fuß – und vor allem: **Wo sitzt der Kopf?** Das Fall für Fall herauszufinden, dürfte in den kommenden Jahren für das ARD-Hauptstadtstudio **nicht leichter** werden – im Gegenteil.

Frau Merkels Probleme – mit den eigenen Leuten

Von JOACHIM RIECKER

Sachsens CDU-Ministerpräsident Georg **Milbradt** fühlte sich am Tag nach der Landtagswahl vom 19. September offenbar **wie auf einer Trauerfeier**: „Wir haben einen **schmerzlichen Verlust** hinnehmen müssen“, begann er bei der gemeinsamen Pressekonferenz mit Parteichefin Angela Merkel seine Ausführungen vor den zahlreichen Journalisten im Berliner Konrad-Adenauer-Haus.

Mehr als 15 Punkte hatte die sieggewohnte sächsische CDU unter seiner Führung eingebüßt und konnte am Ende nicht einmal mehr den **Koalitionspartner frei** wählen. Nur mit der **SPD**, die erstmals bei einer Landtagswahl im **einstelligen** Bereich landete, reicht es für eine Mehrheit im Dresdner Landtag.

Kaum weniger schmerzlich war das Wahlergebnis für den Brandenburger CDU-Chef Jörg **Schönbohm**. Hatte er vor einem halben Jahr noch davon **geträumt**, in seinem Bundesland Ministerpräsident zu werden, landete er nun mit nur **19,4 Prozent** abgeschlagen hinter SPD und PDS auf dem **dritten** Platz.

Auch für Parteichefin Angela **Merkel** war der öffentliche Auftritt am Tag nach dem Wahldebakel eine **neue Erfahrung**. Seit sie nach der knapp verlorenen Bundestagswahl vor zwei Jahren den **Fraktionsvorsitz** von CDU/CSU und damit die gesamte innerparteiliche Macht an sich gerissen hat, eilte die Union bei Landtagswahlen **von Sieg zu Sieg**. Doch damit ist es **jetzt vorbei**.

So mancher in der CDU-Führung erinnerte sich jetzt daran, dass Anfang September SPD-Chef Franz **Müntefering** frei nach Schiller der Oppositionsführerin im Bundestag zugerufen hatte: „Frau Merkel, falls Sie es noch nicht gemerkt haben sollten: **Die schönen Tage** der Union sind vorbei“.

Manches spricht dafür, dass bei CDU und CSU in den nächsten Wochen und Monaten eine **Debatte über Frau Merkels Führungsstil** beginnen wird, die sie bislang mit Hinweis auf die zahlreichen Wahlerfolge vermeiden konnte. Doch ihre **innerparteilichen Gegner** – wie etwa Hessens Ministerpräsident Roland Koch oder Fraktionsvize Friedrich Merz – haben in den vergangenen zwei Jahren **bestenfalls stillgehalten**, sich aber nie **wirklich** mit Angela Merkels Führungsrolle abgefunden.

Auch der schon länger schwelende **Konflikt mit der CSU** dürfte sich noch einmal verschärfen, wirft die bayerische Schwesterpartei der CDU doch schon seit geraumer Zeit vor, sie nehme **nicht genügend Rücksicht** auf die Interessen und Gefühle der „**kleinen Leute**“.

Einen **Vorgeschmack** auf mögliche künftige Konflikte gab am Wahltag bereits der CSU-Fraktionschef im bayerischen Landtag, Joachim Herrmann. Er wies darauf hin, dass Angela Merkel „**seit längerem nicht mehr**“ in Regierungsverantwortung stand. Bei FDP-Chef Guido **Westerwelle**, ihrem potentiellen Koalitionspartner, sei dies sogar **noch nie** der Fall gewesen.

Angela Merkel,
angeschnitten ...



„Von Herkunft und Profil decken beide das bürgerliche Lager **nicht vollständig** ab“, warnte der CSU-Fraktionsvorsitzende und fügte selbstbewusst hinzu: „Keiner weiß **besser als wir**, wie man Wahlen gewinnt“. Angela Merkel müsse ihre **Strategie ändern** und für die Bundestagswahl eine Mannschaft präsentieren, „in der die erfolgreichen Ministerpräsidenten viel stärker eingebunden sein müssen, als dies derzeit der Fall ist“.

CSU-Chef **Stoiber** hatte bereits vor Wochen in einem vertraulichen Gespräch bezweifelt, ob „die **ostdeutsche Protestantin**“ (Merkel) und „der **Jungeselle aus Bonn**“ (Westerwelle) bei der Bundestagswahl 2006 Kanzler Gerhard Schröder und Außenminister Joschka Fischer schlagen könnten. Beide seien schließlich „**keine Leichtmatrosen**“.

Auch in der CDU-Bundestagsfraktion wird **unter der Hand** eingeräumt, dass Stoibers Analyse zwar etwas selbstgerecht sei, aber trotzdem einen **wahren Kern** enthalte. Und Frau Merkel weiß, dass sie 2006 nur dann mit **Aussicht auf Erfolg** gegen Schröder antreten kann, wenn die Union ihr den Sieg auch **zutraut**.

Um die Skeptiker in ihrer eigenen Partei und in der CSU zu überzeugen, will Angela Merkel nun das **inhaltliche Profil** der CDU **schärfen**. Sie steht dabei allerdings vor einem strategischen Dilemma: Um sich von Rot-Grün abzusetzen, müsste die Union noch **härtere** und **radikalere** Reformen vorschlagen, als sie die Regierung mit der **Agenda 2010** umgesetzt hat.

Wie jedoch die Diskussionen um die Praxisgebühr und dann um Hartz IV gezeigt haben, gibt es **wenig Gewissheit**, ob die Mehrheit der Wähler einen solchen Kurs **unterstützen** würde.

Besonders deutlich wird dies bei der **Gesundheitspolitik**: Bereits im November 2003 hat die CDU bei ihrem Parteitag in Leipzig mit überwältigender Mehrheit und nur gegen die Stimme des langjährigen Sozialministers Norbert Blüm beschlossen, die bisherige einkommensabhängige Krankenversicherung auf ein **System von Kopfpauschalen** umzustellen, bei der jeder Versicherte zunächst den gleichen Betrag in Höhe von **rund 180 Euro** im Monat bezahlen muss.

Zwar soll es für Kinder und Menschen mit niedrigem Einkommen einen **Sozialausgleich** aus Steuermitteln geben, doch ist bis heute nicht klar, wie der **finanziert** werden soll. Hauptziel der Kopfpauschale ist es, die Krankenkassenbeiträge **dauerhaft** von den Lohnnebenkosten **abzukoppeln**, um auf diese Weise die **Schaffung** von zusätzlichen Arbeitsplätzen zu erleichtern.

Die **CSU** lehnt das Modell jedoch ab, da es insbesondere bei Geringverdienern ein „**Sympathiekiller**“ sei, wie der Sozialexperte Horst **Seehofer** sagt. Die CDU müsse wissen, „dass man in Deutschland als Partei **nicht mehrheitsfähig** ist, wenn die Interessen der kleinen Leute nicht berücksichtigt werden“.

Auch der nordrhein-westfälische CDU-Vorsitzende Jürgen Rüttgers, der im nächsten Mai die **Landtagswahl** gegen die rot-grüne Landesregierung gewinnen will, hat bereits **Zweifel** an der Kopfpauschale geäußert. Er fordert, nach dem Einkommen gestaffelte **Zuschläge** auf die Einheitsprämie zu erheben.

Angela Merkel **lehnt dies jedoch ab**. Denn die CDU-Chefin ist nicht nur vom Sinn eines grundsätzlichen Systemwechsels in der Krankenversicherung überzeugt. Die Kopfpauschale ist für sie mittlerweile auch zum **Gradmesser für ihre Durchsetzungsfähigkeit** innerhalb und außerhalb der eigenen Partei geworden.

Bis Ende des Jahres wollen sich CDU und CSU nun auf ein gemeinsames Konzept für eine große Gesundheitsreform einigen. Doch die **Wahlschläppen** der CDU in Sachsen und Brandenburg haben die Kompromissbereitschaft auf beiden Seiten **nicht erhöht**.



Am Abend
des 19. September:
Mit einem Feuerwerk
verabschiedet sich
Berlin von MoMA.

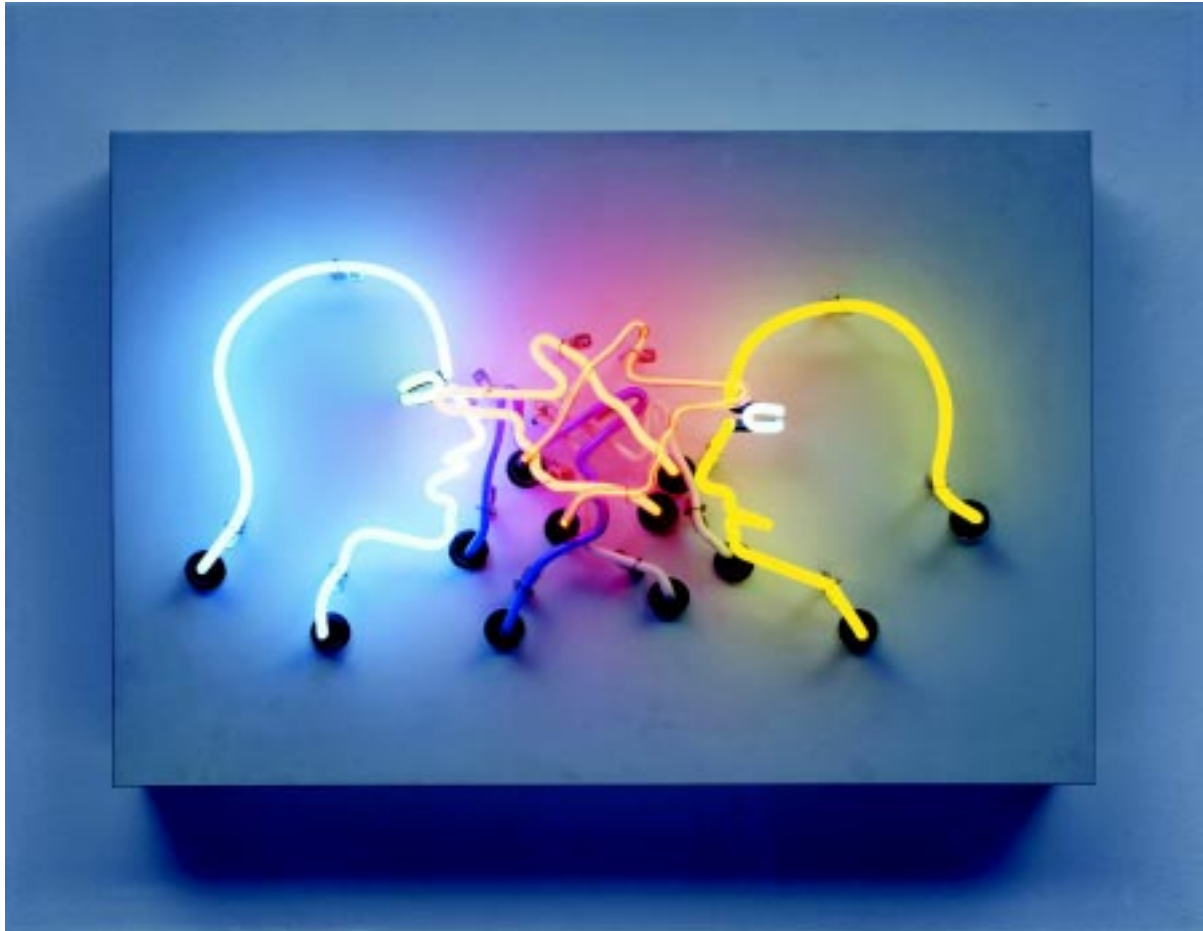
Auf MoMA folgt Flick mit seiner Kunst, die viele wohl als sperrig empfinden

Ist es **Zufall** oder listige **Terminplanung**? Auf MoMA folgt Flick. Kaum ist das Großereignis der bildenden Kunst und der grandios geschwungenen Werbetrommel nach einem **Rekordbesuch von 1,2 Millionen** Besuchern mit einem **Feuerwerk** aus der Hauptstadt verabschiedet worden, da öffnet sich Berlin zu einer ganz **andersgearteten** Kunstschau, die freilich nicht weniger in den Blickpunkt des Interesses gerückt ist.

Nicht so sehr allerdings wegen der Bilder, Skulpturen und Installationen der sogenannten „Flick-Collection“, sondern wegen der bekannten kulturpolitischen und politischen **Auseinandersetzungen** um die Sammlung des Industriellen-Enkels Friedrich Christian Flick – und um diesen selbst.

Während die Schau der 212 Meisterwerke vom Museum of Modern Art New York (**MoMA**) in der Neuen Nationalgalerie selbst anfänglich zögernde Beobachter durch die **hohe Qualität**, die wunderbare **Auswahl** und später auch durch den überwältigenden **Zuspruch** überzeugte, wird es die (vorerst für sieben Jahre) nach Berlin gegebene Sammlung moderner Kunst F. C. Flick wohl **erheblich schwerer** haben:

Weil sich für **Kunst der Moderne**, wie sie jetzt neben dem Hamburger Bahnhof **in reichem Maße** durch Namen wie Schwitters, Duchamp, Giacometti, Naumann, Richter und Baselitz vertreten sein wird, **nicht alle** elektrisieren lassen. **Sperrige** Kunstprodukte komplizierter und unbequemer Künstler, wie sie Flick zusammengetragen hat, **liegen nicht jedem**.



In der „Flick-Collection“:
Double Poke in the Eye
von **Bruce Naumann**.

Nach dem gescheiterten Versuch, die Flick-Sammlung in **Zürich** zu platzieren, hatte **Berlin** zugegriffen. Gegen Konkurrenz aus **München** und **New York**. In der Invalidenstraße, nördlich vom Lehrter Bahnhof, **neben** dem als Ort für zeitgenössische Kunst genutzten **Hamburger Bahnhof**, entstand für die Stiftung Preußischer Kulturbesitz aus einem ehemaligen **Speditionslager** die neue Rieck-Halle, mit einer Länge von mehreren hundert Metern und einer Ausstellungsfläche von 6000 Quadratmetern. Den Umbau von **7,5 Millionen Euro** bezahlte **Flick** selbst.

Aus dem **Gesamtbestand** von rund **2500 Werken** wird zunächst ein repräsentativer Querschnitt von **400 Werken** von 40 Urhebern gezeigt, geordnet nach Themen wie „Raum und Architektur“ und „Körper und Sexualität“. Von der Zeichnung über Installationen bis zur Videokunst.

Friedrich Christian
Flick-Collection.
Dienstags bis freitags 10-18 Uhr,
sonnabends 11-22 Uhr,
sonntags 11-18 Uhr,
Rieck-Halle am
Hamburger Bahnhof,
Museum für Gegenwart Berlin,
Invalidenstraße 50-51,
10557 Berlin.
Tel: 030-39 78 34 12,
Fax: 030-39 78 34 13,
E-Mail: ifm@smb.spk-berlin.de,
-NZ Eintritt 9 Euro, ermäßigt 4 Euro.

Der Osten und die 1250 Milliarden Euro – Unzufriedenheit trotz vieler Erfolge

Von JOACHIM RIECKER

Wie schon **Meinungsumfragen** und die „**Montagsdemonstrationen**“ gegen die Arbeitsmarktreform Hartz IV haben nun auch die **Landtagswahlen** in Sachsen und Brandenburg gezeigt, dass viele Menschen in Ostdeutschland mit ihrer persönlichen Lebenssituation **unzufrieden** sind. Auch deshalb stellt sich immer drängender die Frage, ob die Wiedervereinigung in wirtschaftlicher Hinsicht gescheitert sein sollte.

Seit 1990 sind **mindestens** 1,25 Billionen Euro (= **1250 Milliarden Euro!**) von der alten Bundesrepublik in die neuen Länder geflossen, ohne dass dort ein **selbsttragender** Wirtschaftsaufschwung in Gang gekommen wäre. Noch immer stammt **jeder dritte Euro**, der im Osten ausgegeben wird, **nicht** aus der eigenen Wirtschaftskraft, sondern aus der alten Bundesrepublik.

Und noch immer gibt es im Osten nur für **70 Prozent** der Arbeitsfähigen auf dem ersten Arbeitsmarkt eine Stelle. 1,6 Millionen Menschen haben in den neuen Ländern keinen Arbeitsplatz, die Quote stagniert seit Jahren bei **rund 20 Prozent**.

Vieles weist darauf hin, dass das Jahr 1997 ein **Wendepunkt** für die innere Einheit Deutschlands war. Denn bis dahin wuchs die Wirtschaft in den neuen Ländern noch **deutlich stärker** als in der alten Bundesrepublik. 1994 etwa, vor zehn Jahren, gab es im Osten ein Plus von **11,4 Prozent** gegenüber **1,4 Prozent** im **Westen**. Berechtigt schien daher die Hoffnung, es sei nur eine Frage der Zeit, bis der Osten den Westen wirtschaftlich **eingeholt** habe.

Doch **mittlerweile** wurde deutlich, dass dieser Wirtschaftsboom zum Großteil auf Pump finanziert war und vor allem den riesigen Nachholbedarf der Ostdeutschen bei **Konsumgütern** befriedigte. Auch die **Bauwirtschaft** florierte in den ersten Jahren nach der Einheit, was jedoch maßgeblich auf zeitlich befristete Steuererleichterungen zurückzuführen war. Als sie wegfielen, kam es in der Bau-Branche zu einer **massiven Konkurswelle**, die noch immer anhält.

Dies ist **einer** der Gründe dafür, dass sich die wirtschaftliche Schere zwischen Ost und West seit 1997 **immer weiter geöffnet** hat. Zum Beispiel **2002**: Während das Bruttoinlandsprodukt in diesem Jahr im Westen um (allerdings magere) **0,3 Prozent** zulegen, schrumpfte es im Osten von viel niedrigerem Niveau sogar um **0,2 Prozent**.



Bauboom in den ersten Jahren der Einheit – hier der Potsdamer Platz. Später brach die Baukonjunktur zusammen – mit tiefgreifenden Folgen.

Erst im vergangenen Jahr kam es im Osten zu einem **minimalen** Wirtschaftswachstum von 0,2 Prozent, während das Bruttoinlandsprodukt im Westen um 0,1 Prozent schrumpfte.

Die genannten bedrückenden Zahlen stellen viele der **Erfolge** in den Schatten, die seit der Wiedervereinigung 1990 **ohne Frage erzielt** werden konnten. So hat sich die wirtschaftliche Leistungskraft der Ostdeutschen, gemessen am Bruttosozialprodukt pro Einwohner, im Vergleich zu Westdeutschland **fast verdoppelt**, von 33 Prozent 1991 auf jetzt 64 Prozent. Auch die

Selbstständigigenquote liegt mittlerweile doppelt so hoch wie 1991, mit 9,1 Prozent allerdings noch immer um 2,5 Punkte unter der im Westen.

Andererseits: Die **öffentliche Infrastruktur**, die in 40 Jahren Sozialismus häufig **verrottet** war, ist mittlerweile vielerorts **in besserem Zustand** als in der alten Bundesrepublik, was bei manchem westdeutschen Kommunalpolitiker zu **erheblichem Verdruss** führt. Auch bei der Gesundheitsversorgung und den Bildungseinrichtungen gibt es **keine Rückstände** mehr. Überall, wo der **Staat** den Aufbau Ost **selbst direkt** gestalten konnte, sind die Erfolge **unübersehbar**.

Allerdings haben sich die Bundesregierung und die Ministerpräsidenten **aller** Bundesländer bereits **2001** darauf geeinigt, dass die besonderen Zuwendungen an die neuen Länder (der so genannte Solidarpakt II) von **2007 bis 2019 schrittweise** bis auf null reduziert werden.

Entscheidende Bestandteile der Arbeitsmarktreform **Hartz IV** sind darüber hinaus Kürzungen bei der staatlichen Unterstützung für Langzeitarbeitslose, von denen es proportional gesehen im Osten **weitaus mehr** gibt als im Westen Deutschlands.

Die Arbeitsagentur Eberswalde beispielsweise, die zwei Landkreise nördlich der Hauptstadt Berlin mit rund 317 000 Einwohnern betreut, ist – von positiveren Ausnahmen abgesehen – **typisch** für die Verhältnisse in den neuen Bundesländern: Auf knapp **34 000** gemeldete Arbeitslose kamen dort Ende August genau **1102** offene Stellen.

Die meisten davon in der **Landwirtschaft** oder für **einfache Dienstleistungen**, jedoch **fast nichts** im produzierenden Gewerbe. Die offizielle Arbeitslosenquote betrug im Agentur-Bereich Eberswalde **20,9 Prozent**. Wird sie allerdings um staatliche Beschäftigungsprogramme wie ABM **bereinigt**, liegt die Quote sogar bei **27,4 Prozent**.

Die wirtschaftliche Lage im Gebiet der ehemaligen DDR muss sich also vielerorts **grundlegend** bessern, soll dieses Gebiet **nicht langfristig** ein Armenhaus Deutschlands sein. Die großen politischen Lager in Deutschland sind sich allerdings **nicht** darüber einig, **wie** dies erreicht werden kann.

Bei **CDU/CSU** und **FDP** vertreten viele Politiker die Meinung, die Probleme im Osten seien – ebenfalls – ein Grund für **weitere Einschnitte** in Arbeitnehmerrechte und das Sozialsystem, da ganz Deutschland nur auf diese Weise die **Krise überwinden** könne. Auch sollten die ostdeutschen Länder die Möglichkeit erhalten, für fünf Jahre bundesweite Gesetze **außer Kraft zu setzen**, um so ihre Wirtschaft von bürokratischen Fesseln zu befreien. Außerdem wird vorgeschlagen, einen **Niedriglohnsektor** staatlich zu subventionieren.

Führende Vertreter von **SPD** und **Grünen** lehnen solche Forderungen hingegen ab, da es im Osten schon jetzt **sehr viel mehr Flexibilität** gebe als im Westen. So weist der brandenburgische Ministerpräsident Matthias Platzeck (SPD) darauf hin, dass in seinem Bundesland nur noch **ein gutes Drittel** der Betriebe an **Tarifverträge** gebunden sei. Es sei die Norm, „dass der Betriebschef seine Leute anruft und sagt, Kinder, wir müssen am Wochenende arbeiten, kommt mal alle“.

Auch werde im Osten schon jetzt **für weniger Geld länger** gearbeitet als im Westen. Die neuen Bundesländer könnten wirtschaftlich nur auf die Beine kommen, wenn dort mehr in Bildung, Forschung und Zukunftstechnologien investiert werde. „Einfache Dinge zusammenschrauben“, so Platzeck, „und dann noch billiger als in Tschechien oder Polen, **das kann die Zukunft nicht sein**“.

Berlin hat als erste Stadt einen Fußball-WM-Shop

Schon jetzt, knapp **21 Monate** vor dem Eröffnungsspiel der Fußball-Weltmeisterschaft (9. Juni 2006 in **München**), können sich Fußballbegeisterte **in Berlin** mit den passenden **Utensilien** für das Sport-Großereignis in Deutschland eindecken. Im Karstadt-Sport-Kaufhaus im Neuen Kranzlereck (nahe Zoologischer Garten) wurde unter Beteiligung deutscher und internationaler Fußball-Prominenz am 16. September der **erste offizielle Shop** der FIFA WM 2006 eröffnet.

„Kaiser“ Franz Beckenbauer, der Präsident des lokalen Organisationskomitees, FIFA-Generalsekretär Urs Linsi und Dr. Helmut Merkel, Mitglied des KarstadtQuelle-Vorstands, gaben mit einem gezielten **Synchronschuss** auf den als **Torwand** verhüllten Ladeneingang den Weg in die Verkaufsfläche frei. Hier kann man **nun in einem mit grünem Kunstrasen** unterlegten Bereich der Fußball-Abteilung Trikots, Basecaps, Schals, Handtücher und natürlich den offiziellen WM-Fußball erwerben.



In Berlin gibt's für Fans den ersten Fußball-WM-2006-Shop.

Bis zum 5. November 2004 wird es **in allen zwölf deutschen WM-Städten** einen solchen Fußballshop geben. Die **weiteren** Spielorte neben München und Berlin sind Dortmund, Frankfurt, Gelsenkirchen, Hamburg, Hannover, Kaiserslautern, Köln, Leipzig, Nürnberg und Stuttgart.

Der **Berliner** FIFA-WM-2006-Shop soll bis zum Termin des Eröffnungsspiels **stetig wachsen** und sich nach Angaben der Karstadt-Geschäftsführung im Neuen Kranzlereck schließlich auf die **gesamte Fußballabteilung** des Kaufhauses ausdehnen. So ist und bleibt er der **größte** von **insgesamt 300** offiziellen WM-Artikel-Shops, die noch in Deutschland eröffnet werden.

Tickets für die Fußballspiele selbst kann man in diesen Geschäften übrigens **nicht kaufen**. Der Beginn des Eintrittskartenverkaufs ist zudem erst für das erste Quartal **2005** geplant. Bis zu diesem Zeitpunkt ist es dem WM-Organisationskomitee auch **nicht** möglich, Bestellungen entgegenzunehmen. **Informationen** zu Eintrittspreisen und zum WM-Spielplan lassen sich aber schon jetzt im **Internet** unter www.fifaworldcup.com abrufen.

Tobias v. Schoenebeck

Manche sähen es lieber, die Europa-Verfassung käme nicht zustande

Von KLAUS WIRTGEN

Die Zeit drängt. Am 29. Oktober 2004 soll in Rom der „**Vertrag über eine Verfassung für Europa**“ von den Staats- und Regierungschefs der 25 Mitgliedsstaaten der Europäischen Union förmlich **unterzeichnet** werden. Seit 12. Juli brüten Vertreter der 25 Mitgliedsstaaten über den Vertragsentwurf, den die Staats- und Regierungschefs am 18. Juni einvernehmlich **abgenickt** hatten.

Bislang liegt nur eine konsolidierte Fassung in französischer Sprache vor. Experten versuchen nun, dieses Papier rechtstechnisch und sprachlich zu einer **einvernehmlich akzeptierten Grundlage** für die römische Zeremonie zu schleifen.

Für Bundeskanzler Gerhard **Schröder** schafft der Verfassungsvertrag die Voraussetzungen, „**dass Europa entscheidungsfähig und politisch führbar bleibt**“. In der Tat ein höchst ambivalentes Urteil.

Einerseits eröffnet der Vertrag in diesen höchst diffusen Zeiten einen **hoffnungsvollen Blick** auf ein weiter zusammen wachsendes Europa, das ein **Hort von Stabilität** und wirtschaftlicher **Prosperität** werden könnte.



Figuren vor einem Exemplar der Europa-Verfassung, Collage in Bonn.

Andererseits verbirgt aber auch das Kanzlerwort keineswegs **jene Ängste** vor der Unregierbarkeit eines riesigen Territoriums mit künftig **455 Millionen Menschen**, das sich derzeit **neben** der Weltmacht USA, neben China und der Russischen Föderation, dem Haupt-Nachfolger der einstigen Sowjetunion, formieren will.

In Kraft treten soll die neue Verfassung am **1. November 2006**. Doch bis dahin sind noch **viele Hürden** zu nehmen, **höher** und **schwieriger** als diejenigen, vor denen derzeit noch Juristen und Sprachexperten stehen. Denn der Vertrag muss **von allen 25 Mitgliedsstaaten** ratifiziert werden, wobei sich das Verfahren keineswegs nach einheitlichen Normen, sondern nach den **nationalen** verfassungsrechtlichen Vorschriften der Mitgliedsstaaten richtet.

Ob und wo die Bevölkerung zu einem **Referendum** aufgerufen wird, ist eine rein innerstaatliche Angelegenheit, unterliegt also **nicht** etwa einer Entscheidung des europäischen Parlaments. Bislang haben **zehn** Unions-Mitglieder Referenden angekündigt: England, Frankreich, Polen, Tschechien, Irland, Spanien, Portugal, Belgien, Luxemburg und Niederlande.

In **Deutschland** streiten sich die Parteien noch, ob ein Referendum angebracht ist. **Bisher** vorgesehen ist in Deutschland die Ratifikation im **parlamentarischen** Verfahren – so, wie auch über die Einführung des Euro abgestimmt wurde. Zu beachten ist, dass ein bindendes Referendum nach derzeitiger Gesetzeslage in Deutschland nicht zulässig ist.

Sollte der Ratifikationsprozess in auch nur **einem** der Mitgliedsstaaten scheitern, kann der Verfassungsvertrag **nicht in Kraft treten**. Die Folge wären wahrscheinlich langwierige **Nachverhandlungen**. Zudem ist vorgesehen, dass sich im Falle einer Ablehnung der Europäische Rat zwei Jahre nach Unterzeichnung des Verfassungsvertrages **erneut** Gedanken über dessen Inkrafttreten machen muss. **Voraussetzung** ist allerdings, dass **20 der 25 Staaten** ratifiziert haben. Soweit die Rechtslage.

Welches sind nun die konkreten **Folgen**, die sich für die Bürger der inzwischen **von 15** Mitgliedsstaaten mit 375 Millionen Einwohnern **auf 25** Mitgliedsstaaten mit 455 Einwohnern gewachsenen Gemeinschaft ergeben? Sicher ist, auch die vergrößerte EU wird per Verfassung **kein** europäischer **Superstaat**. Der Verfassungsvertrag entwickelt zunächst viele bereits bestehende Abkommen zwischen Mitgliedsstaaten und der EU weiter. Jede Neuregelung beruht auf einem **Kompromiss** zwischen Interessen einzelner Mitgliedsstaaten.

Das gilt insbesondere für das wichtige Feld der **Wirtschaft**, auf das die Europäer der ersten Stunde am 25. März 1957 bei der Unterzeichnung der **Römischen Verträge** zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) fokussiert waren.

Damals verpflichteten sich sechs Mitgliedsstaaten, über Kohle und Stahl hinaus für **alle Waren und Dienstleistungen** einen

gemeinsamen europäischen Markt zu schaffen mit dem Ziel, die **Binnenzölle** abzuschaffen. Das war eine neue Dimension, ebenso wie die Einführung des Euro. Gemessen an diesen beiden **Mega-Ereignissen** sind die Veränderungen, die sich mit der Verfassung für die Wirtschafts- und Finanzpolitik ergeben, **bescheiden**. Trotzdem werden einige Veränderungen, die sich durch die Verfassung ergeben, für die Bundesrepublik **beachtliche Erschwernisse** bringen.

In der Wirtschafts- und Finanzpolitik wird die Stellung der Mitgliedsstaaten, die den Euro eingeführt haben, durch die Verfassung insgesamt **gestärkt**. Diese sogenannte „**Eurogruppe**“ erhält einen für zweieinhalb Jahre gewählten Vorsitzenden und größeren Spielraum bei der Koordinierung und Überwachung der **Haushaltsdisziplin** der Mitgliedsstaaten.

Zudem werden die Euro-Staaten demnächst größere Befugnisse haben, auch **ohne die Nicht-Euro-Staaten** wie England zu entscheiden. Das betrifft beispielsweise die grundsätzlichen Leitlinien, an denen alle Mitgliedsstaaten ihre **Wirtschaftspolitik** im Euro-Währungsgebiet oder bei der Außenvertretung der Euro-Zone ausrichten müssen.

Bei der Aufnahme neuer Mitglieder in die Wirtschafts- und Währungsunion haben **nur Mitglieder der Euro-Gruppe** ein Empfehlungsrecht. Bei der für den deutschen Finanzminister politisch so wichtigen Frage der Haushaltsdefizite erhält die **EU-Kommission** künftig **größeres Gewicht**.

Bei der Feststellung eines übermäßigen Defizits hat die **Kommission** künftig Vorschlagsrecht. Bislang konnte sie nur **empfehlen**. Mit Mühe und Not konnte Deutschland jedoch **verhindern**, dass der Einfluss der Kommission bei der Festlegung von Strafmassnahmen über das Empfehlungsrecht hinaus **vergrößert** wurde.



Trotzdem ist die Bundesregierung besorgt, dass die von ihr **ge-**
wünschte größere Flexibilität der Haushaltspolitik zunehmend via
Brüssel **konterkariert** werden könnte. Die Europäische Zentralbank
(EZB) hat es nämlich geschafft, dass die Preisstabilität in den Katalog
der **Primärziele** im Verfassungsentwurf aufgenommen wurde.
Deutschland hätte es – ebenso wie einige andere Staaten – **lieber**
gesehen, wenn die Ziele Preisstabilität und Wachstum **gleichrangig**
gewichtet worden wären.

Die **nationale** Kompetenz für die **Energiepolitik** ist für
Deutschland mit seinen spezifischen Interessen als Kohleland
und Importeur von Gas und Strom bei gleichzeitig in die Wege
geleiteten langfristigen Ausstieg aus der Kernenergie **von**
besonderer Bedeutung.

So war es folgerichtig, dass sich besonders das Bundeswirtschafts-
ministerium, aber auch die britische Regierung, lange Zeit **gegen ein**
eigenes Energiekapitel in der Verfassung gewehrt haben. **Zunächst**
erfolgreich, denn ein bereits formulierter Entwurf wurde gestrichen.

Doch **kurz vor Schluss** machte das Nachbarland **Österreich**
derart Druck, dass kurz vor Ende der Verhandlungen die umstrittene
Passage wieder in den Entwurf **eingefügt** wurde. Die neue **Energie-**
kompetenz der EU wird in Berlin mit großem **Unbehagen** be-
trachtet, weniger bei dem Grünen Umweltminister Jürgen **Trittin** als
bei SPD-Wirtschaftsminister Wolfgang **Clement**.

Angesichts der **unterschiedlichen** energiepolitischen Interessen
in einzelnen Mitgliedsstaaten schließen nämlich Experten EU-
Gesetzgebungsakte nicht aus, die **im Widerspruch** zu den nationa-
len **deutschen Interessen** bei Kohle, Kernenergie, erneuerbaren
Energien und der angestrebten **Liberalisierung** der Strom- und
Gasmärkte stehen.

Federn mussten die Deutschen auch in der **Gesundheitspolitik**
lassen. Hier wollten die Experten aus Berlin partout jede Kompetenz-
erweiterung der EU in der Verfassung **verhindern**. Insbesondere
ging es dabei um die Bekämpfung des Missbrauches von **Alkohol**
und Tabak – Güter, die in Deutschland für erhebliche Steuer-
einnahmen sorgen. Nur ein **Teilerfolg** kam heraus: die EU darf von
den neuen Kompetenzen keine nationalen **Werbe- oder Rauch-**
verbote ableiten.

Fazit: Alles in allem verstärkt die Verfassung den **Trend**, immer
mehr nationale Kompetenzen **nach Brüssel zu verlagern**. Vor
diesem Hintergrund wird verständlich, **warum** in Deutschland
insbesondere aus der Wirtschaft, aber auch hinter vorgehaltener
Hand bei einzelnen Politikern, immer wieder Kommentare laut
werden, eine **Verhinderung der Ratifikation** des Verfassungs-
entwurfs käme **nicht ungelegen**.

Umbruch in der Hochschulforschung

In der **staatlichen Förderung** universitärer Forschung nimmt Deutschland noch immer einen **führenden Platz** ein. Zwar sind einige Länder an der Bundesrepublik vorbeigezogen, aber mit einem Aufwand von **25 Milliarden Euro**, das entspricht 2,46 Prozent des Bruttosozialproduktes, liegt Deutschland immer noch im **Spitzenfeld** bei den Aufwendungen für **Forschung und Entwicklung**.

Das **Ergebnis** dieses immensen Aufwandes ist jedoch **spärlich**. Im vergangenen Jahr erzielten die **330** deutschen Universitäten und Hochschulen bei einem Budget von 25 Milliarden Euro aus dem **Wissenstransfer** in die Wirtschaft **kaum Erlöse**. Etwa **45 Millionen Euro Lizenzerlöse** teilen sich die Max-Planck-Gesellschaft und die Fraunhofer-Gesellschaft. Ein Erlös, der im Wesentlichen ganzen **zwei** Erfindungen zugeschrieben werden kann. Die Unis in den **USA** dagegen erzielten einen Return von **1,2 Milliarden Dollar**.

Allerdings ist der Erlös aus Lizenzen nur **einer** von vielen Indikatoren. Entscheidend ist ja, wieviel **neue Produkte** aus der Arbeit der Forscher entstehen, wieviel **neue Unternehmen** gegründet werden und wieviel **Arbeitsplätze** geschaffen werden.

Da sieht es freilich für Deutschland **traurig** aus. In den letzten 30 Jahren hat hier mit **SAP** nur ein **einziges** Unternehmen, das in Zusammenhang mit neuen Technologien als Neugründung entstanden ist, den **Sprung in die Elite** der 30 Dax-Unternehmen geschafft. In den **USA** aber ist **fast die Hälfte** der Top 100 durch neue Technologien entstanden.

Ein derart **mageres** Ergebnis ist nur mit **strukturellen Defiziten** der deutschen Hochschulforschung und ihrer Beziehungen zur Industrie zu erklären. Sie zeigen sich in mehreren Symptomen:

Die deutschen **außeruniversitären** Forschungseinrichtungen sind in großen **Forschungsgemeinschaften** zusammengeschlossen – der Max-Planck-Gesellschaft, der Fraunhofer-Gesellschaft, der Leibniz-Gesellschaft und der Helmholtz-Gesellschaft. Die Fraunhofer-Gesellschaft arbeitet z. B. nach dem Prinzip, dass die Industrie **Forschungen finanziert** und dafür die Ergebnisse **kostenlos** erhält.

Kein Wunder, dass nahezu alle diese Einrichtungen – so **57** der **58** Fraunhofer-Institute – in Bezug auf Lizenzerlöse **defizitär** sind, so der OECD-Bericht aus dem Jahre 2003 („Turning Science into Business – Patenting and Licensing at Public Research Organisations“).

Die Ergebnisse erhalten **vorwiegend** die **großen** deutschen Unternehmen – aber die haben ihre langfristigen Entwicklungskonzepte und haben kein großes Interesse, neue Produkte, die **nicht** in dieses

Konzept passen, besonders zu fördern. Der deutsche **Mittelstand** hat dagegen **große Vorbehalte** gegen die Großforscher und setzt mehr auf die eigenen Geistesblitze.

Auch die Hochschulforscher **selbst** waren oft **nicht** besonders erpicht darauf, die Ergebnisse ihrer Forschung zu **verwerten**. Für ihr **wissenschaftliches** Renommee war eine **Publikation** in „Nature“ oder „Science“ **bedeutsamer** als die praktische Umsetzung. Bis in die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts galt die **Meinung**: „Wir publizieren unsere Forschungsergebnisse, und die Wirtschaft nimmt sie auf und setzt sie um“.

Allerdings war es häufig **nicht** die **deutsche** Wirtschaft, die Erfindungen aus deutschen Universitätslabors profitabel verwertete. Die Liste deutscher Erfindungen, die **außerhalb** unseres Landes den Weg auf die Weltmärkte fand ist lang – von Konrad Zuses erster **Rechenmaschine** über **Fax** und **Kopierer** bis zum weltweit erfolgreichen **MP3-Standard** für Musikaufzeichnungen und in nächster Zukunft vielleicht der **Transrapid**, der von China aus weitere Märkte erobern könnte.

Doch **jetzt** soll **alles anders** werden. Im Zusammenhang mit der Neuformulierung des Arbeitnehmererfindungsgesetzes wurden im Jahr 2002 **Verwertungseinrichtungen** gegründet, die den **Technologietransfer** von den Universitäten in die Wirtschaft **professionell** organisieren sollen. In Berlin hat diese Aufgabe die **ipal** GmbH übernommen.

Geschäftsführer Dr. Christian **Kilger** erläutert die Arbeitsweise der ipal: „Unsere Gesellschafter sind die **drei Universitäten, zwei Fachhochschulen**, sowie die **Investitionsbank Berlin** als Finanzpartner. Der Gesellschaft haben sich zudem jüngst bedeutende Bundesforschungseinrichtungen angeschlossen. Wir **sammeln** die Erfindungen der Wissenschaftler ein, prüfen ihre Verwertbarkeit und übernehmen die **gesamte Prozedur** der Patentanmeldung, der Suche nach Industriepartnern oder der Ausgründung von **spin offs**, also von Unternehmen, die diese Idee zu ihrer Geschäftsidee machen. Die Wissenschaftler sind dann **mit 30 Prozent** am **Umsatz** aus ihrer Erfindung beteiligt.“

Kilger räumt ein, dass anfangs **viele Vorbehalte** sowohl bei den Wissenschaftlern als auch bei der Industrie zu überwinden waren. „Für die Unternehmen war es **günstiger**, sich mit ein paar **Donationen** an die Labors und einem **Beratervertrag** mit dem Professor die Forschungsergebnisse der Hochschulen zu sichern. Die Wissenschaftler waren mehr an einer **raschen Publikation** ihrer Ergebnisse und an **lukrativen Beraterverträgen** interessiert, als die langwierige Prozedur des Schutzes ihrer Erfindungen abzuwarten.“

Aber das Umdenken hat inzwischen begonnen. Berliner Hochschulen und große deutsche Industrieunternehmen haben sich in einem „**Berliner Vertrag**“ auf einen Kompromiss geeinigt und Vertragsbausteine fixiert. Die Industrie zahlt danach für die Nutzung des geistigen Eigentums der Universitäten die **branchenüblichen Lizenzen und Gebühren**. Im Gegenzug erhalten sie **bevorzugt** die Nutzungsrechte an den Forschungsergebnissen.

Die **bisherigen** Ergebnisse sind **beachtlich**. „Wir haben **342** Erfindungsmeldungen erhalten, davon **131** zur Verwertung angenommen, **105** Patente angemeldet, **12** Patente bereits erteilt bekommen und Lizenzen in das In- und Ausland vergeben“, sagt Kilger. Damit liegen die Berliner **Hochschulen** laut einer Statistik bei Patentanmeldungen **bundesweit** auf dem **ersten** Platz, während die Berliner **Wirtschaft** nur einen **achten** Platz belegt.

Aber der ipal-Geschäftsführer sieht noch einige **Probleme**, die den Erfolg des Agenturkonzeptes einschränken. Schon dass bei der Gründung der Agenturen **jedes Bundesland** auf einer **eigenen** Agentur beharrte, statt **bundesweit** agierende Kompetenzzentren für den Technologietransfer einzurichten, hält er für **bedauerlich**. Bei der föderalistischen Struktur des deutschen Bildungswesens sei das aber unvermeidlich. Als **Nachteil** wirke sich noch immer die **mangelnde Lektüre** der Patentliteratur und überhaupt die geringen Kenntnisse der Forscher über die „**hohe Schule der Patentstrategie**“ aus.

Beispiel: Die Entwicklung eines neuen Medikaments kostet etwa 500 Millionen Euro. Das investieren die Pharma-Unternehmen **nur**, wenn sie sich die **Verwertungsrechte** sichern können. „Da genügt schon ein Beitrag in einer **Zeitschrift** oder auf einer **Tagung** oder auch ein **strategisch ungeschicktes Patent**, und die Industrie **winkt ab**“, sagt Kilger.

Vogelkonzerte und anderes Jubilieren bei young euro

Das war ja wohl ein Gesinge und Gezwitschere, ein Tirili in den höchsten Tönen, ein Flattern und Flügelschlagen am **schönen Berliner Gendarmenmarkt**. Doch das vielstimmige Vogelkonzert kam **nicht** aus den adrett gestutzten Bäumchen rund um den Französischen Dom, sondern aus dem **großen Konzertsaal** im Schinkelschen Schauspielhaus, aufgefangen, arrangiert und elektronisch vorgetragen durch den Komponisten Einojuhani **Rautavaara** in seinem „**Cantus arcticus** – Konzert für Vögel und Orchester“.

Der originelle und **höchst hörenswerte** nordische Vogelschlag – vorgetragen von den 100 jungen Musikern (Durchschnittsalter 20 Jahre) des Sinfonieorchesters **Vivo** aus Finnland unter Esa **Heikkilä** gehörte zu den reizvollen Stücken des **erfrischenden** Berliner Festivals „**young euro classic**“, das vom 6. bis 22. August wieder eingeschworenes Publikum, aber auch viele Berlin-Besucher **erfreute**.



Nicht weniger als acht von 15 Konzerten waren **restlos ausverkauft**, dazu zwei „**special nights**“. Festivalleiterin Gabriele **Minz** freute sich nicht zuletzt über die **hohe Qualität** der Jugendorchester aus **kleineren** Ländern wie Slowenien, Wales und Finnland. Insgesamt 21 500 Zuhörer schraubten die **Platzausnutzung** auf beachtliche **92,75 Prozent**.

Besondere Beachtung fand das **Campus-Projekt** mit jungen Musikern aus Lettland und Spanien, die zwei Konzerte in **gemischter Besetzung** gaben. Diese musikalische Begegnung soll im nächsten Jahr noch **ausgebaut** werden. Denn „young euro classic“ zielt **nicht** auf kulturelle **Repräsentationskonzerte**, sondern versteht sich als **Workshop** und **Baustelle**, bei dem Lernen eine ebenso große Rolle spielt wie Können.

Die **Musikstadt** Berlin, in der 700 einschlägige Unternehmen mit 5200 Beschäftigten 2002 einen Jahresumsatz von 924 Millionen Euro erwirtschafteten (Statistisches Landesamt), erwies sich erneut als **gutes Pflaster für Innovationen**. Neun **Uraufführungen** und fünf deutsche **Erstaufführungen** brachte young euro zu Gehör. DeutschlandRadio und Rundfunk Berlin-Brandenburg (RBB) **übertrugen** vom Gendarmenmarkt.

Nach Preisträgern aus Finnland, Island, Litauen und Deutschland konnte sich diesmal eine 22jährige Musikstudentin aus **Slowenien** für reichen Beifall bedanken: der **Europäische Komponistenpreis** für die beste Uraufführung ging an Nina **Senk**, die mit ihrem ideenreichen und virtuoson Violinkonzert die Jury überzeugte.

Das Schönste und Wichtigste für junge Konzertbesucher: Der Kartenpreis von **einheitlich 9 Euro** konnte gehalten werden, dank großzügiger **Sponsoren** und diesmal erstmals mit Unterstützung des **Kulturfonds** der Bundesrepublik Deutschland. Eine bessere Investition in die kulturelle Zukunft kann man sich allerdings auch kaum vorstellen.

Dieter Strunz

young euro classic,
Deutscher Freundeskreis
europäischer Jugendorchester e.V.,
Meierottostraße 6, 10719 Berlin,
www.young-euro-classic.de